



2013

Vyy! Gspass!

*Fraid ha, Fraid mache
und d Zumft mit
vyyle Wasserdropfe
pflääge, fir dass
d Gartnere no wyteri
750 Joor bliee ka!*

- Urs Albisser**
3 Zum Geleit des 17. Jahrbuches

- Stephan Gassmann**
5 Grusswort des Meisters

Das Kleinbasel – von der Geburtsstätte der Stadt Basel
zum schachbrettartig geplanten rechtsufrigen Brückenkopf

- Urs Albisser-Wermeille**
7 Wir schreiben die (Klein-)Basler Geschichte um
11 Stadtgründer, Partynudeln, Nonnen und Gesellen
15 Auf den Spuren des alten Kerns (13. Jh. v. Chr. – 19. Jh. n. Chr.)
19 Das GlaiBasel – eine Glosse

- Christian Zingg-Thomann**
21 Am Rand und mittendrin – das Kloster Klingental
27 Einst Soldaten, jetzt Kulturschaffende – die Kaserne
33 Jekami in der Kaserne – eine Glosse

Zunfterreignisse und ein Exkurs zu den Kleinbasler
Rebleuten und Gärtnern

- Urs Albisser-Wermeille**
39 Die „drei E“, ihr „Vogel Gryff“ und viele Gärtner

- Martin Zeier, Stephan Gassmann**
45 Der mit dem Leu tanzt

- Stephan Gassmann, Urs Albisser**
50 Zunftchronik

- 56 Impressum

02/03

01 Siehe Kapitel
Die „drei E“, ihr „Vogel Gryff“,
und viele Gärtner, S. 39–40

Zum Geleit des 17. Jahrbuches

Was macht ein Kulturbeauftragter, wenn sein alter Herr und Meister zurück*keu-*ert? Er fokussiert sich auf die inneren Werte des neuen Meisters und beschliesst, das neue Jahrbuch dem Kleinbasel zu widmen. Dies vor allem, wenn man berücksichtigt, was für eine Personalunion in der Jahrbuchkommission herrscht.

Es gibt natürlich auch noch gewichtigere Eckdaten, die für diese Kleinbasler-Ausgabe sprechen. Im – bitte liebe Leserin und Leser sprechen Sie das Wort richtig aus und betonen Sie auf Baseldytsch korrekt die grossgeschriebene Silbe – also im „Gla**l**Basel“ finden sich die ersten menschlichen Spuren am Rheinknie. Ja, Sie haben richtig gelesen, nicht auf dem heutigen Novartis Campus lebten damals in der Keltzeit die ersten Menschen am Rheinknie, sondern 1200 Jahre früher auf dem jetzigen Jazz Campus an der Utengasse.

Auch im unteren Kleinbasel passierte Aussergewöhnliches. Dort regierten nämlich Frauen. Fromme reiche „frowen us dem Klingental“. Als Zwischennutzung „repatrierte“ ein paar Jahrhunderte später der Bund jenes Areal als Kaserne. Zwar werden dort heute keine Salutschüsse mehr abgeschossen, aber die (militärische) Tattoomusik ist vielen immer noch zu preussisch, respektive nicht EU- und Lachenmeierkompatibel. Und wer nun kurz vor dem Ende der Zwischen-nutzungsperiode (in der statt exerziert, pädagogisiert wird) einen Durchstich zum Rhein postuliert oder gar einen Hafen dort bauen lassen will, der hat von Tuten und Blasen keine Ahnung. Schliesslich befindet sich zwischen dem Kaser-nenareal und dem Rheinpegel ein Gefälle von mindestens zehn Metern.

Sind jetzt alle LeserInnen auf das neue Jahrbuch gespannt?

Wir blicken natürlich wie jedes Jahr auch auf das vergangene Zunftjahr zurück. Mit einer Zunftchronik und mit einem Resumée des letzten Zunftreferats. Wissen die geneigten Leserinnen und Leser, dass die „drei E“ ursprünglich „Quar-tiervereine“ ⁰¹ gewesen sind? Und dass sich die Rebleute und Gärtner nicht nur im Rebhaus, sondern auch bei den Gesellschaften „Hären“ und „Greifen“ ein-geschrieben haben? Auch auf diesen Spuren wandelte das Referat und nun die Jahrbuchkommission – vor allem auf den Spuren des Schildhalters „Lai“.

Wiederum haben an diesem Jahrbuch viele mitgewirkt – von den Autoren bis zur Druckerei, von der Jahrbuchkommission bis zur Buchgestalterin Noëmi Wüthrich. Mittlerweilen gehört sie ja bereits zum Kreis der Freunde und Gönner E.E. Zunft zu Gartnern.

Für die Jahrbuchkommission
Urs Albisser

Liebe Zunftmitglieder, liebe Leserin, lieber Leser

Freude herrscht, sagte einst alt Bundesrat Adolf Ogi. Und so lautete auch das Motto des letzten Zunftessens „*Freud ha – Freud mache*“. Und es „*macht*“ wirklich Freude. So jedenfalls geht es mir, wenn ich Ihnen wiederum ein sehr spannendes und lesenswertes Jahrbuch der E. Zunft zu Gartnern ankündigen darf. Unser Jahrbuch ist ein fester Bestandteil unserer Zunft und ein Jahr ohne dieses Buch kann ich mir schlicht nicht vorstellen. Aufgrund von Reaktionen von anderen Basler Zünften stelle ich fest, dass diese uns wegen unseres Jahrbuchs beneiden. Das macht mich stolz. Stolz auch für unsere Zunft. Dass Sie jetzt aber dieses Zunftjahrbuch lesen können und sicher wieder viel Neues erfahren werden, setzt während des Jahres viel Arbeit voraus. So gilt es den roten Faden festzulegen, die Autorinnen und Autoren zu suchen, gemeinsam mit der Gestalterin das Layout zu bestimmen, die einzelnen Fotos zusammenzusuchen und und und... Ja, alle diese Aufgaben nimmt der Vorgesetzte und Kulturbeauftragte Urs Albisser wahr. Eine Riesenarbeit, aber eine Arbeit, die ihm wirklich Freude macht, auch wenn sie in der Freizeit geleistet wird. Wenn Sie dieses Buch fertig gelesen haben, werden Sie sicher mit mir einig sein, dass auch dieses Jahrbuch mit viel Freude kreiert wurde, um Ihnen eine Freude zu bereiten. Der rote Faden handelt dieses Mal vom vielleicht schönsten und liebenswertesten Stadtteil unserer Stadt, ja, dem Kleinbasel. Sie werden jetzt sicher sagen, das kann ja nur ein Kleinbasler sagen. Ich bin aber überzeugt, wenn Sie die einzelnen Artikel übers Kleinbasel gelesen haben werden, werden Sie ein ganz anderes Bild vom Kleinbasel haben. Nicht fehlen darf natürlich die Jahreschronik, wo Sie alle Zunftanlässe und die sonst für uns wichtigen Ereignisse vor Ihren Augen nochmals Revue passieren lassen können und wenn Sie nicht dabei sein konnten, feststellen werden, was Sie verpasst haben.

Wie erwähnt, ein solches Buch entsteht nicht von alleine und deshalb will ich jetzt ganz herzlich Dankeschön sagen. Mein grösster Dank geht an unsere beiden Historiker Urs Albisser und Christian Zingg für ihre grosse Arbeit, damit wir auch dieses Jahr wieder ein interessantes, spannendes und lesenswertes Jahrbuch in den Händen halten können. Ich danke aber auch Martin Zeier für seinen „Löwenbeitrag“. Und ebenfalls danke ich Noëmi Wüthrich, welche auch dieses Jahr wiederum ein schönes Layout geschaffen hat.

Trotz viel ehrenamtlicher Tätigkeit braucht es auch finanzielle Unterstützung, damit dieses Buch gedruckt werden kann. Ich danke deshalb allen Gönnerinnen und Gönnern sowie allen Donatorinnen und Donatoren für die finanzielle Unterstützung. Ebenfalls geht mein Dank an Herrn Roberto Nadalon von der Firma Speedy-Print, welcher uns wiederum das Jahrbuch in einer hohen Qualität zu einem fairen Preis gedruckt und gebunden hat.

Nun aber wünsche ich Ihnen viel Vergnügen und Spass bei der Lektüre des Jahrbuchs E.E. Zunft zu Gartnern.

Mit zünftigen Grüssen

Stephan Gassmann

Meister E.E. Zunft zu Gartnern



E. E. Zunft zu Gärthern Basel

06

A Wie das Bild der Basler Archäologischen Bodenforschung dokumentiert, ist es den RestauratorInnen des Historischen Museum nach der Rettungsarbeiten an der

Utengasse gelungen, aus einer Vielzahl von Scherben von mindestens 33 zerbrochenen Keramikgefäßen einige der Gebrauchsgegenstände zu rekonstruieren.

Wir schreiben die (Klein-)Basler Geschichte um

Das Kleinbasel sei zur Zeit der Kelten/Rauracher noch Sumpfgebiet gewesen, das Kleinbasel sei ein Fischerdorf gewesen, das mindere Basel sei erst nach dem Brückenbau von 1225 aufgebaut worden – all diese Stadtlegenden lehrten uns unsere Lehrer in der so genannten „Heimatkunde“. Spätestens nach dem sensationellen Fund beim Aushub für die neue Basler Jazzschule an der Utengasse, muss die Geschichte Basels – und vor allem diejenige des rechtsufrigen Stadtteils – neu geschrieben werden. Hier eine Annäherung in drei Kapiteln.



Beginnen wir doch mit Adam & Eva: Immer wieder hören wir, dass die Geschichte Basels eng mit dem Vater Rhein verbunden sei. Ja, aber wo floss denn dieser Rhein? Sicher nicht immer unter der Mittleren Brücke durch. Unser „Bach“ verliess nämlich in der Urzeit sein Bett immer wieder und suchte dabei neue und kürzere Wege. So finden wir beispielsweise Zeitzeichen seiner Auenwälder auch im Quartier „Hirzbunnen“.

Anthropologischer Rückblick

Die ältesten Menschen- und Werkzeugfunde sind weltweit etwa 2,6 Millionen Jahre alt. Dabei gehen Wissenschaftler davon aus, dass die Urmenschen, sogenannte „Hominide“, eine Million später gelernt haben, das Feuer zu kontrollieren. Diesen Entwicklungsschub sprechen die Anthropologen dem „homo erectus“ zu, einem Hominid, der seine Vor-

gänger sowohl in Körper-, als auch in Gehirngrösse weit übertroffen hat.

Sicherlich hat der „homo erectus“ auch in der Schweiz Spuren hinterlassen. Diese wurden aber mehrheitlich entweder von Gletschern zermahlen oder unter dem Schwemmsand verborgen. Ausnahmen bilden in unserer Gegend der Faustkeil von Pratteln (120'000 bis 300'000 Jahre alt) und der „Chopper“ von Riehen.⁰¹ Als Lokalpatrioten könnten wir also von einem beinahe „Kleinbasler Sackmesser“ sprechen, das wohl lange vor Beginn der letzten Eiszeit vor etwa 100'000 Jahren „zugehauen“ worden ist.

Älteste Rheinufersiedlung

Doch nun zur neueren Geschichte: Bis vor drei zwei Jahren galt am heutigen Rheinknie das linke Ufer als Ursprung der Stadt Basel. Aber Christoph Matt von der Basler Bodenforschung warnte auf seinen spannenden Archäologie-Rundgängen seine Zuhörer schon immer: „Wartet, bis wir Zeit und vor allem Geld haben, um im Kleinbasel zu forschen, denn dort liegen die Kulturschichten viel tiefer im (Schlemm-)Sand als im Santihans oder erst recht als auf dem Münsterhügel“. Und er sollte Recht bekommen: Dank den Grabungsarbeiten für die neue Jazzschule wissen wir heute: Noch vor der Keltenstadt am heutigen Grossbasler Kopf der „Dreirosenbrücke“ und über 700 Jahre vor den ersten römischen Königen, stand im heutigen

⁰¹ Das Wort „Chopper“ stammt aus dem Englischen und bedeutet „Hackmesser“ (= ein einseitig bearbeiteter Geröllstein; der Chopper von Riehen ist 13 cm gross).



B



C



D



E

E. E. Zurft zu Gärthern Basel

Geviert Utengasse/Rhein ein Dorf, das 1300 v. Chr. abbrannte.

Bis 2011 konnte die Basler Bodenforschung nur belegen, dass die ersten Anwohner am Rheinknie Kelten waren, die sich erst im Santihans ansiedelten, dann (eventuell nach Bibracte; 58. v. Chr.) auf dem Münsterhügel. Nun kamen aber im Kleinbasel verstreut über eine grössere Fläche im Schwemmsand einer ehemaligen Rheinuferzone und in Gruben neue Siedlungsfunde zum Vorschein.⁰² Bezüglich Bau und Technik lässt sich die Siedlung mit den Seeufersiedlungen der Mittellandseen vergleichen. Und diese Siedlung stammt aus dem Beginn der Spätbronzezeit.

Führen wir uns vor Augen: Dort wo heute das Alters- und Pflegeheim zum Lamm steht, dort wo junge Musiker zur Jazzimprovisation herangeführt werden sollen, dort lebten vor über 3300 Jahren „Ur-Kleinbasler“ in Holz- und Lehmhütten. Sie ernährten sich von der Jagd und vom Fischfang, mahlten ihr Korn mit Mahlsteinen aus Gneis und schmolzen ihre Bronzelegierung in einem Lehm-Schmelzofen. Dies alles fanden die Archäologen in „Abfallgruben“. 1330 v. Chr. ist dann das Dorf abgebrannt, was Holzkohlenteile und verziegelter Hüttenlehm, welcher Abdrücke von Holzkonstruktionen und Ruten aufweist, belegen.

Die Funde der Rettungsgrabungen zwischen 2011 und 2012 während der Umbauarbeiten für den neuen Jazz Campus seien der älteste Nachweis von Menschen auf dem gesamten heutigen Stadtgebiet, proklamierte am 8. September ein sichtlich stolzer Christoph Matt am 20. Europäischen Tag des Denkmals. – Dass er dies ja schon immer vermutet hat, verschwie er. Vielmehr verwies er auf die schönen Funde. Nach ersten Freilegungsarbeiten habe sich die Archäologische Bodenforschung im künftigen Jazz Campus zu einer Blockbergung entschlossen, um den aussergewöhnlich gut erhaltenen Fund in Ruhe dokumentieren zu können. Bei der Untersuchung des Blocks seien zwei grosse, beschädigte Gefässe und Scherben von Gebrauchskeramik und qualitativere Ware freigelegt worden, die in der Grube entsorgt worden seien. A/s.6

⁰² Auf ähnliche Funde verwies schon Werner Meier in seinem Beitrag zum Jubiläumsbuch „600 Joor Glai- und Grossbasel zämme“,

aber er konnte (noch nicht) beweisen, dass die manchmal nur fünf- bis sechseckigen Fundstücke einer festen Siedlung zuzuweisen sind.

Quellen

Dieter Holenstein:
Die bronzezeitlichen Funde aus dem Kanton Basel-Stadt (Materialheft zur Archäologie, Heft 7, Basel 1991)

Werner Meier in „Leben in Kleinbasel (600 Joor Glai- und Grossbasel zämme)“ CMV (Basel 1992)

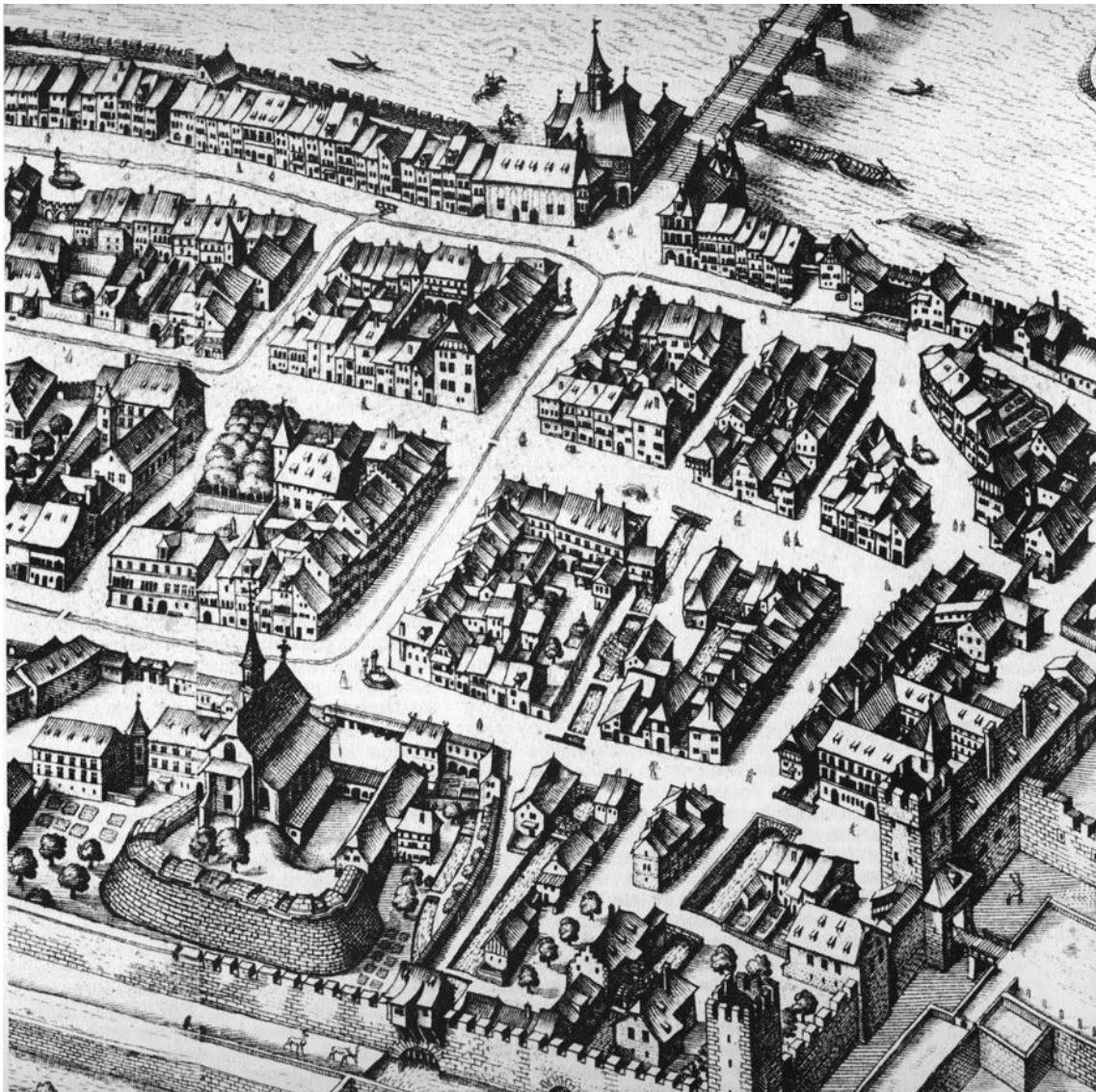
Unter uns – Katalog der Archäologischen Bodenforschung und des Historischen Museums Basel (CMV, Basel 2008)

Medienmitteilung des Präsidialdepartements, respektive der Basler Bodenforschung vom 6. September 2012

Stadtführungen mit Christoph Matt, Archäologische Bodenforschung des Kantons Basel-Stadt

Internet

www.archaeologie.bs.ch



E. E. Zunft zu Gartnern Basel

Stadtgründer, Partynudeln, Nonnen und Gesellen

Der heutige Kleinbasler Kern ist nicht organisch gewachsen, sondern er wurde als Brückenkopf von Grossbaslern geplant: die heutige Greifengasse als Nord-/Süd-Achse und im rechten Winkel dazu die Parallelstrassen Unterer Rheinweg, Utengasse und Rebgasse.

Bereits 1250 wurde dieser Kern mit einer Mauer zwischen dem Theodorsgraben, dem Claragraben und dem Klingentalgraben umschlossen und befestigt. Hier einige Lebensbilder, bevor wir dann im Kapitel drei auf die „Gasse gehen“.



Weshalb ist die Basler Brücke eigentlich erst 1225 gebaut worden – übrigens mit Holz aus St. Blasien, was der Bischof Blasiens Einwohnern mit zehn Jahren Steuerfreiheit verdankte? Bis 1218 regieren rechtsufrig die Zähringer und deren Bischöfe. Doch nach Bertholds Tod, des letzten Zähringers, will der Bischof von Basel, Heinrich von Thun, in das entstandene Machtvakuum eingreifen und dazu als ersten Schritt die Nord-Südachse über den Rhein ausbauen. Und die Geschichte kommt ihm entgegen: 1276 wird der Gotthardpass eröffnet und mit ihm werden die Märkte von Mailand „nähergebracht“. Nur hat der Bischof nicht mit der Konkurrenz eines kleinen habsburgischen Grafen aus dem Elsass gerechnet! Und mehr noch: Zuerst stellten sich die Basler Adelsleute auf die Seite des Grafen (und späteren Königs Rudolf von Habsburg) und spätestens ab 1273 auch die Basler Bürger. Enttäuscht ziehen sich in der Folge die Fürstbischöfe in den Jura zurück. 1392 verkauft

dann konsequenterweise Friedrich von Strassburg das Kleinbasel dem „Rath zu Basel“.⁰¹ – Doch die Bischöfe waren im minderen Basel nie die einzigen Herren und Landbesitzer gewesen.

Hieronymus Zscheckenbürlin

Rheinaufwärts bauten die Kartäuser ihr grösstes Kloster am Oberrhein, das heutige Waisenhaus. Dieser Gelehrtenorden hatte ausser am Samstag striktes Redeverbot. Nur die Laienbrüder in der Trotte und in der Bäckerei hatten einen „Link“ zur Aussenwelt.

Zur heutigen Wettsteinbrücke und zum oberen Rheinweg hin bildeten die Klostermauern einen bedeutenden Abschnitt der Stadtmauer mit integrierten Wehrtürmen. Einer davon ist der heute noch erhaltene Pulverturm am Oberen Rheinweg. Mit der Reformation kam das Ende der Kartause. Prior Hieronymus Zscheckenbürlin floh am 1529 ins benachbarte Freiburg, wo man dem alten Glauben weiterhin treu blieb.

Dieser Hieronymus Zscheckenbürlin, Doktor der Rechte und Sohn eines Oberzunftmeisters, blickte auf eine schillernde Jugend zurück. Erst mit 26 Jahren kam er „zur Einkehr“: Den Eintritt ins Kloster, zu Pfingsten des Jahres 1487, inszenierte er vor vielen Freunden und Verwandten. Nach einem üppigen Bankett klopfte die „Partynudle“, wie wir ihn heute wohl nennen würden, an die Klosterpforte „und

⁰¹ Genauer Verkaufspreis siehe Seite 40; insbesondere Fussnote 4

ward in dieser Welt nie mehr gesehen“. Umso mehr machte er in der Welt des Klerus eine steile Karriere und stand der Kartause ab 1501 als Prior vor.

Nur dank dem Einfluss der reichen Familie Zscheckenbürlin ist es im Kartäuserkloster in den Reformationswirren kaum zu jenem Bildersturm gekommen, in denen Religionsfanatiker und Vandalen Bilder und Statuen niederrissen und verwüsteten. Und auch die verbliebenen Mönche wurden nicht aus der Stadt geworfen. Doch aufgrund eines Vertrags zwischen der Stadt Basel und dem Konvent aus dem Jahr 1532, war es den Kartäusern künftig verboten, neue Mönche aufzunehmen. Damit war das Kloster faktisch zum Aussterben verurteilt. Im Jahr 1557 installierte der Rat gar einen weltlichen „Schaffner“ für die Verwaltung der Kartause. Der letzte Kartäuser im Kloster war Pater Thomas Kresszi. Er war ein Freund des Humanisten Bonifacius Amerbach. Amerbach fand nach seinem Tod im Jahr 1562 im kleinen Kreuzgang der Kartause seine letzte Ruhestätte. Und zwei Jahre später starb auch Pater Kresszi selbst, womit das Kloster vollends verwaist war. Nomen est Omen: Hundert Jahre später wurde es Zucht- und Waisenhaus. Dort mussten übrigens die Insassen ihren Lebensunterhalt quasi selber verdienen, beispielsweise mit der Produktion von Knöpfen oder Seidenbandabschlussborden.

Walter von Klingen

Überqueren wir geistig die Mittelachse „Greifengasse“, flanieren durch das Teichviertel und gelangen zum „Kleinen Klingental“. Gönner dieses Frauenklosters ist ein Gefolgsmann des oben zitierten Habsburgers und späteren Königs Rudolf von Habsburg, nämlich Ritter und Minnesänger Walter von Klingen. Es muss nun darauf hingewiesen werden, dass der Eintritt in ein Kloster für (ärmere) Frauen der einzige Weg war, um sich bilden zu können und für die jungen adligen Damen die einzige Möglichkeit war, Karriere zu machen.

Die Äbtissinnen vom Klingental wurden in Basel auch tatsächlich sehr einflussreiche Persönlichkeiten. Aber nun ist interessant zu wissen, dass alle

Frauenklöster immer vom Bischof, respektive vom Papst, Beichtväter vorgesetzt bekommen haben. So unterstanden die Äbtissinnen des Klingentalklosters der „Observanz“ der Predigerkirche. Und jenen Dominikanern waren die selbstbewussten „frowen“ ein Dorn im Auge. So versuchten sie im späten 15. Jahrhundert, die Nonnen aus der Stadt zu ekeln: Immer wieder streuten sie Gerüchte, dass sie sich nicht an die Klosterzucht hielten. Noch schlimmer: Sie beschwerten sich beim Papst, dass die „wilden frowen“ im Rhein nackt baden würden. In der Folge wurden den Nonnen strenge Auflagen und Kontrollgänge auferlegt und 1480 gar aus dem Kloster und Basel gewiesen. Doch die Dominikaner der Predigerkirche hatten die Rechnung ohne die reichen Familien der Basler Nonnen gebracht, die wie die Zscheckenbürlins ihre Beziehungen spielen liessen und direkt oder indirekt manchen kirchlichen Institutionen den Geldhahnen abstellten. Das Resultat ist im fünften Kapitel detailliert festgehalten: Die Nonnen konnten im Triumph zurückkehren und die Observanz wurde vorerst der Leonardkirche übergeben, die viel weiter weg gelegen ist.

Gesellen

Wenig erforscht ist die Geschichte der unteren Schicht der Stadtbevölkerung, im Besonderen das Leben der grösstenteils zugewanderten Gesellen, die sich immer stärker zu Wort melden wollten und sich sogar am Ober- und Mittelrhein quasi eigenmächtig Statuten gaben und eigene Trinkstuben öffneten. Ratsbeschlüsse aus Freiburg (1365) und Basel (1399) belegen, dass die Meister sich wehrten, dass ihre Gerichtskompetenz und Entlohnungspolitik von den „knechten und knaben (mit Migrationshintergrund)“ in Frage gestellt wurden.⁹²

Eine besondere Stellung nahmen dabei die Müllergesellen ein: Einerseits unterstellten sie sich 1427 der Grossbasler Schmiedenzunft, respektive deren Meister. Andererseits aber knüpften sie enge Kontakte mit dem Kleinbasler Kloster Klingental. Nicht von ungefähr: Erstens stand das Kloster in unmittelbarer Nähe der Mühlen, zweitens gewährten ihnen „die frowen ze Clingental“ feste Plätze für die Fronfasten-

⁹² „Innerhalb der Gartnierzunft“ organisierten sich so beispielsweise 1421/1424 die Seilergesellen.

Auf der gegenüberliegenden Seite sehen wir rechts oben die beste uns bekannte Fotografie 1/s.13 des alten Zunfthauses E.E. Zunft zu Gartnern.



G



I



H



J

G–J Kleinbasel (links) und Grossbasel (rechts) im Vergleich: Oben die Stadtmauer bei der Theodorskirche und das Zunfthaus E.E. Zunft zu Gartnern; Unten der Wasserspender neben dem

alten Richtshaus und Basels erste dokumentierte Kaserne im ehemaligen Magdalenen-Kloster in der Steinen (1275 erbaut und nach der Reformation umgebaut).

Stadtgründer, Partynudeln,
Nonnen und Gesellen

messe am Marienaltar und an Grabstätten (§ 2, 6, 10 des Vertrages). Da jedoch die Nonnen weder selbst die Messe lesen noch die Beichte abnehmen konnten, mussten die Müllergesellen hierfür Mönche oder Leutpriester suchen, was in Zeiten von Streitigkeiten zwischen den Nonnen und ihren zugeordneten Dominikanern zu Problemen führen konnte. Denn wie so oft ging es um die Frage des Geldes, respektive um die Frage, wem denn die „Opfer der Gesellen“, deren gestiftete Messgewänder, Kelche und „andere gezierde“ zugesprochen gehören.

Unveröffentlichte Quellen

Urfehdenbuch Bd.1:
Mitgliedschaft der
Seilergesellen in einem
territorialen Bund 1421
(Sta O 1)

Veröffentlichte Quellen

Quellen zur Geschichte
der Handwerksgesellen
im mittelalterlichen Basel
(Hrg: Staatsarchiv
des Kantons Basel-Stadt/
Wilfried Reininghaus,
Basel 1982 (Seiten 7–18
& 39–40)

T. Geering: Handel
und Industrie der Stadt
Basel (Zunftwesen und
Wirtschaftsgeschichte
bis zum Ende des 17. Jahr-
hunderts), Basel 1886

Leben im Kleinbasel, das
Buch zum Jubiläum „600
Joor Glai- und Gross-basel
zämme“ (CMV, Basel 1992)

Peter Habicht:
Basel – Mittendrin am
Rande (CMV, Basel 2008)

Wilfried Reininghaus:
Quellen zur Geschichte
der Handwerksgesellen
im mittelalterlichen Basel,
Quellen & Forschung
zur Basler Geschichte,
Band 10 (Reinhardverlag,
Basel 1982)

René Teutenberg: Basler
Geschichte (Christoph
Merian Verlag, Basel 1988)

Diverse Stadtrundgänge

am 20. Europäischen
Tage des Denkmals –
hereinspaziert.ch.
Insbesondere mit
Christoph Philipp
Matt (Archäologische
Bodenforschung),
Thomas Lutz und
Conradin Badrutt/Hans
Ritzmann (Kantonale
Denkmalpflege) und
Pater Habicht (Historiker
und Stadtführer) und
André Salvisberg
(Historiker)

Auf den Spuren des alten Kerns (13. Jh. v. Chr. – 19. Jh. n. Chr)

Das Kleinbasel sei nach dem Brückenbau schachbrettartig geplant und gebaut worden, haben wir im letzten Kapitel geschrieben. Aber Ausnahmen bestätigen die Regel: Flanieren Sie doch – liebe Leserin und Leser – über den Claraplatz, überqueren Sie Ende der Kirche den Claragraben und schauen Sie dort unter den Bäumen zurück. Gehen wir davon aus, dass die Fassade des BVB-Gebäudes sozusagen identisch ist mit der damaligen Stadtmauer, dann müssen wir uns jetzt fragen, weshalb denn der Chor der Clarakirche (oder mindestens dessen Strebepfeiler) die Mauer quasi durchbrochen hat. Und weiter südöstlich: Wo finden wir am Ende der Uten- und Rebgasse „schachbrettartige“ Strassen? Ein Kontrollgang lohnt sich. Schneiden Sie diese Seiten aus und kommen Sie mit – pas-à-pas!

Blieben wir vorerst bei den Sakralbauten: Zwischen 1225 und dem 19. Jahrhundert standen in Basel über 36 Kapellen, Klöster und Leutkirchen. Und die mussten alle hinter den Stadtmauern stehen. Wie wir auf der nächsten Seite sehen werden, musste dies das Kloster Klingental bei seinem Ausbau selber finanzieren, mit der Clarakirche passierte das Umgekehrte: Nachdem einerseits nach der Reformation die Kirche unnütz geworden war, aber andererseits aufgrund der neuen Waffen und Kanonen die Stadtmauer vis-à-vis des Chors verstärkt werden musste, entschloss sich der „Rath“ 1531, den Nonnenchor der Clarakirche zurückzubauen und dafür die Stadtmauer mit einem Bollwerk zu festigen.⁰¹ Weshalb steht

das Chorhaus jetzt 2014 wieder da? – Bevor um 1860 die alten Stadtmauern geschliffen werden sollten, ⁰² übergab der Grosse Rat 1853 die Clarakirche der nun wieder offiziell erlaubten römisch-katholischen Gemeinde. Stadtbaumeister Amadeus Merian brach in der Folge 1858/1859 das Bollwerk ab, erweiterte den bestehenden Altbau nach gotischen Vorbildern um fünf auf neun Joche und integrierte wieder einen Chor. Das Langhaus und der Chor erhielten ein Spitzdach und auf dem Kirchendach thront nun anstelle eines Kirchturms nach altem Vorbild einer Bettelmönchkirche ein Dachreiter mit Glocke.

Die Stadtmauer

Die Stadtmauer sei geschliffen worden? Nicht durchgehend: Spazieren wir doch den Claragraben hinunter und biegen vor der Claramatte rechts Richtung ehemalige Drahtzugschanze ab. Der Name Drahtzugstrasse gibt uns übrigens Auskunft, was dort die Gewerbeleute mittels Wasserkraft des Teichs hergestellt haben. Dabei waren die Häuser in die Vorwerke der Stadtbestigung eingebaut. Biegen wir noch einmal rechts in den Claramattweg ab und gehen geradeaus direkt in den Hinterhof des Architekturbüros „Buser“: Dort im Hinterhof des Claramattwegs 6 sehen wir einen kleinen unverputzten Abschnitt unserer altehrwürdigen Stadtmauer: Baulos für Baulos sehen wir den oberen Abschluss der Drahtzugschanze – im Kleinen Klingental und in der Reithalle werden wir wieder auf die Stadtmauer stossen.

⁰¹ Wir sehen das Bollwerk bereits im viel zitierten ersten Merianplan von 1615; die Basler Bodenforschung geht davon aus,

dass es in den 1570er Jahren gebaut worden ist. Das kleine Bollwerk hinter der Stadtmauer sehen wir auf der Seite 10 unten links (!) der Stadtmauer.

⁰² Vergleiche letztes Jahrbuch Seiten 7 und 12.



Der Teich

Der Kleinbasler Teich war ein Wasserkanal, der im 13. Jahrhundert von der Wiese abgeleitet worden ist. „Teich“ ist Baseldütsch für „Gewerbekanal“. Neben Mühlen ausserhalb der Stadt trieb er im Kleinbasel einst mehr als ein Dutzend Mühlen und Sägereien und ein Schleifwerk an. Der Teich teilte sich an der heutigen Mustermesse (siehe Seite 39) und mündete an der heutigen Drahtzugstrasse in den Stadtgraben. Einer der hier abzweigenden Arme, dem wir in etwa folgen werden, floss unter einem vergitterten Einlass zum „Rappoltshof“ und von da entlang der Webergasse zum „Kleinen Klingental“ in den Rhein.

Also machen wir rechtsumkehrt, biegen in die Drahtzugstrasse ab und schreiten wieder über den Claragraben zum damaligen Bläsitor: Das Teichgässlein vor der Post lassen wir links liegen, da es heute eine Sackgasse bildet. Deshalb spazieren wir in einem Halbbogen über den „Rappoltshof“ in die Klingentalstrasse. Dort bewundern wir auf dem gegenüberliegenden Trottoir den wunderschönen Basiliskenbrunnen vor dem Hotel Basilisk und flanieren ein paar Schritte weiter zur Kreuzung hinunter. Dort zwischen dem Elektrokasten und dem „Bläsierhof“ (heutiges Café Barock) ist früher das bereits zitierte geschliffene Bläsitor gestanden. Gäbe es vor unseren Augen keine Turnhalle und kein Restaurant Klingental, könnten wir nun direkt auf das repräsentative Klingental Kloster hinunterblicken, das ursprünglich der berühmte Ritter und Minnesänger Walther von Klingental gestiftet hat und das zwischen 1274 und 1278 erbaut worden ist.⁰³

Der Betrieb des Nonnenklosters platzte im alten „Kleinen Klingental“ bald aus den Nähten⁰⁴ und deshalb wollte der Orden jenseits der Stadtmauer quasi einen zweiten Betrieb errichten, nämlich die Leutkirche, einen Friedhof und einen Klostergarten. 1278 erlaubte dann der Grosse Rat, dass das Kloster seinen Betrieb weiter nordwärts ausbauen dürfe. Mit der Auflage, dass diese Arrondierung mit einer neuen Stadtmauer befestigt werden musste – als wäre es ein verstärkter Rucksack nördlich der Stadt, mit einer Kirche, die 1298 eingeweiht werden konnte.

Jene vom Rat geforderte Mauer sehen wir heute noch zum Teil im Toilettentrakt der Reithalle (links vom länglichen Brunnentrog). Die Mauer verband einst zwei Ecktürme. Man arbeitete damals (wie bei der Drahtzugschanze schon erwähnt) im Baulos – jeweils achtzig Zentimeter hoch – und liess dann den Mörtel zwei Monate trocknen, bis man wieder die nächsten 80 Zentimeter hochziehen konnte. Diese Spuren sind hier an der alten Klingental-Stadtmauer gut ablesbar.

Steigen wir aus dem Untergeschoss und überqueren rechts den einstigen Exerzierplatz fällt rechts und links vor dem Hauptgebäude⁰⁵ je ein Brunnen in der Form eines Schweizerkreuzes auf. Konsterniert müssen wir wieder einmal zu Kenntnis nehmen, dass das ehemals elegante schlanke „Schwyzerkrüz“ unserer Vorahren und Reisläufer⁰⁶ einem kleinstädtischen geometrisch ausgeklügelten Kreuz weichen musste. Und dies nur, weil unsere Obrigkeit nach dem Söldnerverbot (ab 1859) die alte Reisläuferfahne abschaffen und quasi mit dem neuen Kreuz ein Zeichen setzen wollte.

Wir spazieren zurück und biegen am Ende der umgebauten Kirche zweimal rechts ab und erblicken zwischen der Leutkirche und dem Klingental(-weglein) den Hintereingang des Kleinen Klingental (-Klosters). Und was sehen wir da? Über dem Portal erkennen wir das Basler Ständewappen und viele Kanonen. Etwas kurios für einen Klostereingang! Aus heutiger Sicht erscheint es uns unverständlich, dass bei einer Renovation der Hintereingang des Kleinen Klingentals hinausgebrochen und durch eine Kopie der Pforte des ehemaligen Zeughauses am Petersgraben ersetzt worden ist.

Spazieren wir weiter durch das Klingental(-weglein), das uns links des Kleinen Klingentals zur unteren Rheingasse führt. Genau in der Enge zwischen dem Haus 5/19 und 17A wären wir noch vor zwei Jahrzehnten über die barocke Grabplatte des Jakob Frey (†1754), seines Zeichens Pfarrer von St. Theodor, marschiert. Die Platte war im vorletzten Jahrhundert vor der Restaurierung aus der Theodorskirche hinausgerissen worden, um hier im Klingental die



Kanalisation abzudecken. Eine Recyclingsmethode besonderer Art! Heute liegt die Grabtafel im neuen Depot der Archäologischen Forschung an der Lyonsstrasse. ⁰⁸ Rechts des Hauses Klingental 17 stossen wir wieder – in angedeuteter Form – auf den Wasserlauf des ehemaligen Teichgässleins. Hinter dem Gitter entdecken wir den Bogen, durch den der Teich unter der Umfriedung des ehemaligen Frauenklosters durchgeflossen war.

Unser Stadtrundgang geht geradeaus weiter bis zur unteren Rheingasse. Wer die Einmündung eines Teicharms in den Rhein sehen will, kann genau gegenüber dem Sänergässlein rechts durch das Vogel Gryff-Gässli an das Rheinbord hinunterstechen.

Wir aber biegen genau gegenüber links ab und ziehen über das Sänergässlein, über die Ochsen- und die damalige Mittelachse „Greifengasse“ zur Utengasse. Beim Haus Sänergasse 6 fällt eine Fassade auf, die weder ins Mittelalter, noch ins 21. Jahrhundert gehört. Laut der Baudokumentation des Staatsarchivs ist hier 1938 die Hinterfassade des ersten offiziellen Lichttheaters der Stadt Basel, Odeon, neu gestaltet worden. Heute wird diese Liegenschaft, zusammen mit den anliegenden an der Rheingasse und Greifengasse, saniert. Wie die Besitzerin, die Bälöise, in den Stadtmedien mehrmals versicherte, soll der laternenartige Dachaufbau des Kinosaaes erhalten bleiben und wie „im historischen Gebäude an der Unteren Rheingasse“ sollen hier Lofts eingebaut werden. Der Bezug ist ab Mitte dieses Jahres geplant.

Wir biegen rechts ab, unterqueren den „Rhybrugg“-Manor-Bogen und bleiben vor der Utengasse 15/17 stehen. Hier stossen wir bei der Stiftung Habitat, respektive auf dem Jazz Campus, auf ein Gebiet, das – wie wir im ersten Kapitel aufgezeigt haben – die Wiege gemeinschaftlichen Lebens am Rheinknie gewesen sein könnte. Dieses Urdorf ist 1300 v. Chr. abgebrannt.

Jene spätbronzezeitlichen Funde sind die ältesten Siedlungszeugen in unserer Stadt. Auf dem Merianplan von 1615/17 sind an der Utengasse 15–17

Gebäude einer Ziegelhütte erkennbar, die übrigens durch Funde von Baukeramik bestätigt werden konnte. Im 19. und 20. Jh. standen hier immer noch Gewerbebauten, nämlich erst eine Seidenfärberei und später eine Maschinenfabrik mit Wohnungen. Künftig wird sich an diesem geschichtsträchtigen Ort im innersten Kleinbasel ein für das Publikum offenes Haus des Jazz befinden.

Die Habitat-Stiftung verfolgt mit dem Campus zwei Ziele: erstens die Jazzabteilung der Musik-Akademie vom heutigen Standort auf dem Dreispitzareal ins Stadtzentrum zu bringen und zweitens günstigen Wohnraum anzubieten. So wird die Musikakademie Hauptmieterin des Gebäudeensembles und die oberen Stockwerken vom Haus Nr. 17 werden wieder zu Wohnraum ausgebaut. Wir gehen davon aus, dass – wie an der Lothringerstrasse – günstige und gut isolierte Wohnungen für Musiker geplant sind. Die Habitat-Stiftung informiert nur sehr vage, da sie wegen der archäologischen Forschungen ungefähr sechs Monate verloren habe. Aber anfangs Mai 2014 – also bei der Vernissage dieses Jahrbuches – werden wir wohl mehr wissen. Dann sind sehr wahrscheinlich auch bereits die ersten Musikstunden im neuen Jazz Campus über die Bühne gegangen.

Ende der Utengasse stossen wir auf nicht mehr schön geometrisch angelegte Strassenzüge, sondern auf organisch gewachsene. Hier müssen also die Stadtplaner von 1225 auf eine ältere Bausubstanz gestossen sein. Die heutige Bodenforschung geht davon aus, dass es dort und weiter rheinaufwärts bis zur heutigen Alemannengasse zwei Fischerdörfer gegeben hat. Die Fachleute sprechen von einem Niederbasel und einem Oberbasel.

Machen wir also bei unserem „zünftigen“ Lindenbaum AH/s.57 noch einmal rechtsumkehrt und biegen in die Rheingasse ab. Die beiden heutigen Restaurants Fischerstube und Linde sind nicht nur ein optimaler Abschluss unseres Rundgangs, sondern bergen alte Siedlungsüberreste. Hinter ihnen befand sich zwischen der Rheingasse 45 und 51 eine mittellalterliche (Flucht-)Burg.

⁰⁶ Reisläufer sind ursprünglich Reisläufer, abgeleitet von „reisen“; „Reise“ im Sinne von Kriegsfahrt. Im späten Mittelalter bezeichnete

man dann aber mit Reisläufer die Kämpfer der Infanterie oder speziell im Schweizer Sprachgebrauch: „Söldner“.

⁰⁷ Siehe Fundbericht 1998 (Seite 9 und Abbildung A/s.6)



Viel spannender wird es aber, wenn wir in den Keller der beiden Restaurants steigen. Hier stossen wir auf die Grundmauern einer römischen Festung. Dieses „Munimentum Robur“ stammt aus dem vierten Jahrhundert. Die einen Archäologen gehen davon aus, dass es sich hier um ein gesichertes Fährhaus ⁰⁸ handelt, respektive um einen ca. 170 Quadratmeter grossen Umschlagplatz für Güter, die von den nördlichen Provinzen zu den Speichern auf dem heutigen Münsterhügel hinübergeführt werden sollten. Kriegshistoriker aber erklären, dass das quadratische Munimentum mit vier mächtigen Rundtürmen in den Ecken zur neuen Befestigungslinie des Kaisers Valentinian gehöre, denn dieser liess 369 n. Chr das Rheintal zwischen dem Bodensee und dessen Mündung erneut befestigen. Das Mauerfundament, das 1974 bei der Renovation der heutigen Fischerstube zum Vorschein kam, zeigt tatsächlich „valentinische“ Spuren: Der sogenannte „burgus“ wurde mit viel Mörtel aufgemauert und mit einem aus horizontal, über Kreuz gelegten Holzrost verstärkt. Die Mauern umfassten einen zentralen Hof von etwa 13 auf 13 Metern und die Eichenbalken wurden wie bei einem Blockhaus eingemauert. Die beinahe vier Meter dicken Mauern lassen darauf schliessen, dass die „regio basiliensis“ wieder vermehrt ins Rampenlicht gerückt worden ist, nachdem man die einstigen Dörfer verlassen hatte – beispielsweise die villae rusticae am Fusse des Grenzacherhorns aus dem zweiten Jahrhundert. Kaiser Valentinian verdanken wir übrigens, dass Basel zum ersten Mal in die Geschichtsbücher eingegangen ist: Sein Hofberichterstatter und Historiker Ammianus Marcellinus (330–395) berichtete, dass Valentinian 374 bei Basilea lagerte und mit seinen Truppen die Grenzbefestigungen überwachen liess. – Sicher auch im Kleinbasel!

Veröffentlichte Quellen

Basler Staatsarchiv:
Fundberichte der Archäologischen Bodenforschung (ED-REG 12)

Leben im Kleinbasel,
das Buch zum Jubiläum
„600 Joor Glai- und
Grossbasel zämme“ (CMV,
Basel 1992)

Unter uns – Katalog der
Archäologischen Bodenforschung und des
Historischen Museums
Basel, (CMV, Basel 2008)

André Salvisberg:
Die Basler Strassennamen
(CMV, Basel 1999)

Paul Siegfried: Basels
Strassennamen (Helbing
& Lichtenhahn, Basel 1921)

René Teutenberg: Basler
Geschichte (Christoph
Merian Verlag, Basel 1988)

Internet

www.archaeobasel.ch
(Mailkorrespondenz
mit Christoph Matt)
www.staatsarchiv.bs.ch
www.altbasel.ch

Diverse Stadtrundgänge

am 20. Europäischen
Tage des Denkmals –
hereinspaziert.ch.
Insbesondere mit
Christoph Philipp Matt
(Archäologische Bodenforschung), Thomas
Lutz und Conradin Badrutt/
Hans Ritzmann (Kantonalen
Denkmalpflege) und
Pater Habicht (Historiker
und Stadtführer) und André
Salvisberg (Historiker)



Das GlaiBAsel

Was für ein Wandel! Zogen wir vor 40 Jahren in das Kleinbasel, dann nur weil es dort Stimmung und gute Musik gab – im Rheinkeller beispielsweise konnte jeder auf die Bühne und mitspielen. Oder wir suchten auch Schutz. Schutz vor den Augen unserer Väter und deren Freunde. Denn diese wagten es sicherlich nicht über die Brücke. Angst vor den „Halbstarken“. Heute würden wir sie Rockers, Punks oder Asis nennen.

Manchmal fuhren natürlich auch mein Vater, meine Mutter und meine Schwester über die Brücke. Um in der Rheinbrücke günstig einzukaufen – im „Dschinggeli-laade“ wie viele halblaut dachten. Und wir stiegen natürlich auch ins Tram Linie 1, um bis an die Feldbergstrasse zu fahren. Dort gab es die grösste Bäckereien-Dichte von ganz Zentral-europa ... und dabei mein Götti. Als erstes verschwand das 2er Tram, dann die Bäcker, dann die Italiener und dann kam anstelle des Einers die Tramnummer 14: der Orientexpress. Auch mein Götti hängt seinen Bäckerschurz an den Nagel ... und verdiente bei La Roche mehr als früher zusammen mit seiner Frau – mit meiner Tante.

Das untere Kleinbasel drohte unterzugehen. Viele rümpften die Nase: Klein-Istanbul, Rotlichtmilieu, Sozialempfänger, Absteigen – Wohnungen mit Holzöfen. Und heute?

Kein Stadtteil ausser das äussere Santihans hat soviel Entwicklungspotenzial. Auch ich bin mittlerweile ins pulsierende Kleinbasel gezogen. Nota bene, nun mit dem Tram Nr. 8. Und hier finde ich keine Schlafstadt wie früher im Gellert. Hier lässt sich wieder leben! Wir leben in einem Hip-Quartier: An der Feldbergstrasse präsentieren sich Jungdesigner, das Restaurant „Feldberg“ ist wieder eine Adresse, ins „Boo“ und in die „Thai-Family“ kommen alle Asia-Liebhaber, im „Gatto Nero“ stehen die jungen Leute Schlange, im „Wilden Mann“ die eher älteren, im „Frühling“ gäbe es den besten Café der Stadt, die besten Dolce im „Da Graziella“ und in der Kaserne gibt es junge Theaterkunst, die so attraktiv ist, dass nicht einmal Anita Lachenmeier etwas dagegen hat.

Und unsere Riviera? Die rivalisiert im Sommer mit der Steinen und an Tropentagen gar mit Rimini. Der Rhein wird zum Swimming Pool und auf der Gastromeile streiten sich die Touristen bei den fünf Buvetten um die letzten Plätze.

Also alles im Einklang mit der aufstrebenden „Muba“? – Nicht ganz.

Das Baseldütsch geht verloren. Sogar im Rhein muss ich auf Englisch fragen, ob ich rechts abbiegen und ans Ufer schwimmen darf. Nota bene, nicht auf Kenianisch oder Türkisch! Nein, auf Englisch oder Hochdeutsch!

Ist das denn so schrecklich? Schliesslich bin ich aufgeschlossen und habe doch gegen die Masseneinwanderungs-Initiative gestimmt. Nein: Es geht nicht um die Sprache, aber um den Duft des grossen Kleinbasels: Hinterhöfe verschwinden, Gewerbehäuser werden umgenutzt, sogar der kleine türkische Laden bleibt zu. Es kommen die Expats! Studentenwohnungen verschwinden. Die Holzöfen (sic! 2014) werden herausgerissen und die alten Leute durch Einwanderer gehobeneren Niveaus ersetzt.

Schade. Es bleiben noch zwei Chancen: Das untere Kleinbasel zwischen der alten Ciba-Direktion und der Wiese und vielleicht Rheinhattan. Wir wollen wieder Familienquartiere mit kleinen Gewerbebetrieben. Wohnungen, in der sich mehr als ein Kind wohlfühlen kann. Wohnungen, die sich eine Familie mit einem Durchschnittseinkommen leisten kann.

Noch ist es nicht ganz so extrem wie geschildert. Aber der Graben im Kleinbasel wird immer grösser: Hier die sanierten Wohnungen und Appartements, dort die heruntergekommenen Liegenschaften mit Sozialhilfebezügern. Ohne Tapete in den Hausgängen, ohne Fassadenanstrich. Die Kluft ist spürbar. Jenseits der Hammerstrasse und der Josephskirche verschwindet das Kinderlachen, das wir am Rhein, auf der Claramatte oder auf dem Matthäusplatz so sehr schätzen. Kehrrichtssäcke türmen sich schon am Samstagabend. Wir wollen hier aber keine Bronx!

Urs Albisser

Am Rand und mittendrin – das Kloster Klingental

Als das heutige Kasernenareal erstmals überbaut wurde, lag es am Rand der Stadt Kleinbasel. Und doch stand es von Beginn weg auch im Zentrum der städtischen Politik, wohnten doch im Klingental-Kloster die Töchter der tonangebenden Adelsfamilien. Und wie unsere nächsten zwei Kapitel dann aufzeigen werden, hat das Areal auch heute noch diese Zwitterstellung inne. Doch fokussieren wir uns vorerst auf Rudolf von Habsburg, Walter von Klingen und ihre Nonnen.



Im September 1273 stehen zwei Zünfter in voller Kriegsrüstung in der Nähe der St. Leonhardskirche auf der Stadtmauer. Ihre Augen schweifen besorgt über die Gegend vor den sicheren Stadtmauern, die wenigen schäbigen Hütten am Kohlenberg und die ausgedehnten Anlagen der Gärtner und Obster bis zum Margarethenhügel. Von blossen Auge können sie dort das Heerlager ausmachen. Ja, sogar das Zelt von Graf Rudolf von Habsburg ist zu erkennen. Dieser Rudolf der zusammen mit Teilen des Basler Adels seit Jahren im Streit mit Bischof Heinrich von Neuenburg liegt. Dieser hat in den letzten Jahren zahlreiche Zunftbriefe ausgestellt – auch an die Gärtner – um sich die Unterstützung der Bürger in diesem Krieg zu sichern. Die Fehde zieht sich schon lange hin. Schon vor mehr als zwanzig Jahren, lange vor Heinrichs Episkopat,⁰¹ hat Rudolf das vor den Stadtmauern liegende Steinenkloster verwüstet. Im letzten Jahr ging die St. Johann-Vorstadt in Flammen auf. Und auch jetzt sieht die Lage bedrohlich aus.

Plötzlich stösst der eine wachhabende Zünfter seinen Kameraden an: „Du, schau, da tut sich was. Siehst du dort die Reiter, die über das Feld bei St. Margarethen auf die Stadt zusprennen?“ – „Ja, aber nach einem Angriff sieht das nicht aus. Dazu sind es zu wenige. Auch scheinen sie mir nicht allzu stark bewaffnet. Und der dort in der Mitte scheint ein edler Herr zu sein.“ – „Sie reiten auf das Eschemars Tor zu. Was das zu bedeuten hat?“

Lange mussten die beiden Zünfter nicht warten, bis sich die Neuigkeit erfuhren: Der edle Herr war der Burggraf von Nürnberg, welcher der Stadt meldete, dass im fernen Frankfurt die sieben Kurfürsten das lange Interregnum beendet und ausgerechnet den nicht sehr bedeutenden Elsässer Grafen Rudolf von Habsburg zum König gewählt haben!

Damit änderte sich natürlich die Lage völlig. Eine Stadt kann wohl Krieg gegen einen benachbarten Lokaladligen führen, aber nicht gegen den Herrscher des Heiligen Römischen Reichs. Aber auch der König konnte nicht wegen eines lokalen Anlasses eine Stadt des Reichs belagern. So endete diese Fehde in einem grossen Fest: Basel öffnete sofort die Tore und empfing den neuen König mit grossen Ehren. Und dieser erkor Basel in der Folge zu einem seiner Lieblingsaufenthaltsorte. Nur einer hatte gar keine Freude an dieser Entwicklung: Bischof Heinrich soll verzweifelt ausgerufen haben: Herrgott im Himmel, sitze fest, damit dieser Rudolf nicht auch dich wegdrängt! Wenige Wochen später starb Bischof Heinrich. In

⁰¹ Amtszeit des Bischofs

der Folge dieses Ereignisses wurde ein Areal vor den Mauern Kleinbasels überbaut und in die Stadt einbezogen, das auch noch mehr als 740 Jahre später für viel Gesprächsstoff sorgt: Das Klingental, heute besser bekannt unter dem Namen „die Kaserne“.

Die Gründung des Klosters Klingental – ein politischer Akt

Die Anfänge des Klosters Klingental liegen im Elsass. 1233 gründeten vier adlige Frauen in Hüsem bei Ensisheim ein Frauenkloster, das schon bald die Regel des Hl. Dominikus annahm. Die Zeiten waren damals im Elsass unruhig. So schlossen sich die Nonnen von Hüsem mit einem Frauenkloster in Pfaffenheim zusammen. Hier erhielten sie schon bald einen mächtigen Schutzherrn, nämlich Walter von Klingen, Ritter und Minnesänger. Die von Klingen waren ein begütert Rittergeschlecht. Ihre Stammburg, Altenklingen, steht im Kanton Thurgau. Zu ihrem Besitz gehörten aber auch die Burg Hohenklingen bei Stein am Rhein sowie das Städtchen Klingnau. Walter von Klingen war ein treuer Gefolgsmann und Vetter Rudolfs von Habsburg, mit dem er oft auf Kriegszügen unterwegs war. Als Minnesänger fand Walter von Klingen Eingang in die berühmte Manessische Liederhandschrift, dem „Who is Who“ der süddeutschen Dichtkunst im 13. Jahrhundert. Seinen Lebensabend verbrachte er in Basel, wo er um 1286 starb.

Dieser Walter von Klingen schenkte dem Nonnenkloster von Pfaffenheim weite Ländereien im Wehrtal bei Säkingen. 1256 verlegten die Nonnen ihren Sitz dorthin und nannten ihr Kloster fortan zu Ehren ihres Gönners „Klingental“. Diese „Klinge“ erscheint ab dem 15. Jahrhundert auch im Klosterwappen, das eine Glocke zeigt, obwohl das mittelhochdeutsche Klinge eigentlich die Bedeutung „Gebirgsbach“, „Talschlucht“ oder „rauschendes Wasser“ hatte. Ein solches (allerdings erst 1943 entstandenes) Wappen ist beim Torbogen an der Webergasse zu sehen, der ins Klostergebiet des Klingentals führt.

Schon um 1270 begann Walter von Klingen und sein Kloster verschiedene Häuser im Bereich der heutigen Strassenzüge Webergasse und Klingental aufzukaufen, darunter auch Mühlen und Gewerbe-

betriebe, ja sogar Häuser, die erst im Bau waren. Offensichtlich war schon damals eine Verlegung des Klosters nach Basel geplant. Über die Gründe dafür kann nur gemutmasst werden: Wollte Walter von Klingen das Kloster in der Nähe seines Wohnsitzes haben? Hatten die Klosterfrauen den Wunsch, sich in die Sicherheit und Annehmlichkeiten einer grossen Stadt zu begeben? Oder war es gar das Ziel, durch die Verlegung des Klosters den habsburgischen Einfluss in der Stadt zu stärken?

Es darf in diesem Zusammenhang nicht übersehen werden, dass Basel ein entscheidendes Verbindungsglied zwischen den habsburgischen Ländern im Elsass und jenen im Bereich Südschwarzwald-Fricktal darstellt. Jedenfalls haben die Habsburger bis zum Ende des 14. Jahrhunderts immer wieder Anläufe genommen, Basel unter ihre Kontrolle zu bringen und zum Verwaltungssitz der vorderösterreichischen Lande zu machen.

Nach dem Einzug des neugewählten Königs Rudolf von Habsburg ging die Verlegung des Klosters jedenfalls schnell vonstatten. Schon 1274 zogen 12 Klingentaler-Nonnen in Basel ein und bezogen ihr erstes Dormitorium. Dieses ist unter Einbezug der Kleinbasler Stadtmauer errichtet worden und steckt in Überresten noch immer im Kleinen Klingental. Wer vom Rhein auf dem schmalen, namenlosen Weglein neben dem Kleinen Klingental zur Kasernenstrasse spaziert, geht entlang der ersten Kleinbasler Stadtmauer von ca. 1250, einer der ältesten, noch aufrecht stehenden Mauern unserer Stadt! Im Kleinen Klingental ist übrigens auch der 66 m lange Dachstuhl noch original erhalten. Das Fälldatum der Balken kann auf die Jahre 1274-76 datiert werden.

Das von den Klosterfrauen bezogene Areal war allerdings bald zu eng. Namentlich war kein Platz für eine repräsentative Kirche vorhanden. So willigte der Bischof von Basel, jetzt ein Gefolgsmann Rudolfs, 1278 einer Erweiterung des Kleinbasels zu. Allerdings waren die Nonnen verpflichtet, das neue Klosterareal mit einer Stadtbefestigung zu umgeben. Das Areal zwischen dem Kleinen Klingental und dem heutigen Klingentalgraben – das heutige Kasernenareal – wur-

de in der Folge rasch überbaut. Schon 1293 konnte die neue Kirche geweiht werden. Auch sie ist bis heute mit der originalen Dachkonstruktion überdeckt, was bezeugt, dass das Klingental Kloster vom grossen Erdbeben 1356 weitgehend verschont geblieben war. Der Chor der Kirche war mit einem prächtigen Gewölbe ausgestattet. Die Architektur im Stil der ober-rheinischen Bettelordenkirchen ist überaus prächtig. An die Kirche anschliessend, im Geviert des heutigen Teerplatzes im Kasernenareal befand sich die Klausur, in welcher die Nonnen lebten: der Kreuzgang, die Schlafzellen, das Refektorium⁰² die Schreib- und die Wärmestube, die Bibliothek usw. Zur Stadtmauer hin erstreckte sich ein grosser Garten.

Skandale um die Klosterfrauen

100 Jahre nach dem Einzug in Basel hatte der Frauenkonvent zu Klingental seinen Höchstbestand erreicht. 52 Nonnen und Novizinnen wohnten im Kloster. Ausserhalb der Klausur lebten Laienbrüder und -schwestern, welche weltliche Arbeiten auch ausserhalb der Klostermauern verrichteten. Im Museum Kleines Klingental werden noch zwei Zellen von diesen sogenannten Konversen gezeigt. Dazu kamen viele Bedienstete, Müller und Säger, die sich in der Gesellschaft zum Greifen versammelten. Diese führt in ihrem Wappen deshalb bis heute ein Kreuz. Ausserdem lebten im Gebäude am Rheinufer, das heute das Museum und die Denkmalpflege beherbergt, zahlreiche Pfründner. Das waren wohlhabende Menschen, die gegen Entrichtung einer grosszügigen Spende ihren Lebensabend bei guter Pflege im Kloster verbrachten.

Das Kloster Klingental wurde mit reichem Landbesitz beschenkt und ausgestattet. Es war im Mittelalter das vornehmste und reichste Frauenkloster der Stadt. So schien der Wiederaufbau der Klausur nach dem verheerenden Brand von 1466 die Nonnen nicht vor schwerwiegende finanzielle Probleme zu stellen.

Da Frauen in dieser Zeit nicht selbstständig handeln durften und bis heute nicht alle (katholisch) kirchlichen Ritualhandlungen vornehmen dürfen, wurden sie von geistlichen Vätern betreut, welche im mächtigen Chor die Messe zelebrierten, auch als

Beichtväter amtierten und den Lebenswandel der Nonnen kontrollierten. Diese Aufsicht war den Mönchen vom Predigerkloster übertragen, das gleich gegenüber am anderen Ufer des Rheins lag. Mindestens einer dieser Mönche lebte im Klostergeviert. Das sogenannte „Bychtigerhus“ ist noch immer am Strassenzug „Klingental“ zu sehen.

Die Nonnen stammten aus den vornehmsten adligen Familien der Stadt und der Umgebung, waren also Gehorsam weniger gewohnt als Befehlen. So entwickelten sie bald ein sehr eigenständiges, freies und selbstbestimmtes Leben. Sie bewegten sich oft frei ausserhalb der Klausur in der Stadt, pflegten ihre früheren Kontakte und führten ihr adliges Leben auch als Klosterfrauen weiter. Das konnte den strengen Dominikanermönchen nicht gefallen. Denken wir nur daran, dass der Dominikanerorden sich seit seinem Anfängen zu Beginn des 13. Jahrhunderts der Ketzerverfolgung und der Inquisition widmete! So häuften sich im 15. Jahrhundert denn auch die Klagen der Predigermönche über den Lebenswandel der Klingentaler Nonnen.⁰³

Besonders anstössig fanden die frommen Mönche vom anderen Rheinufer, dass die Nonnen, die über einen direkten Zugang zum Rhein verfügten, in dessen Fluten nackt badeten! Wir können uns vorstellen, dass mancher Basler dagegen allerdings gar nichts einzuwenden hatte, zumal auch sehr junge Nonnen im Kloster wohnten...

Als 1429 ein besonders sittenstrenger Abt das Priorat in der Predigerkirche übernahm, wandten sich die Nonnen direkt an den Papst (als adlige Damen unterhielten sie beste Beziehungen bis in die höchsten Kreise) und erreichten, dass sie direkt dem Bischof von Konstanz, unterstellt wurden, in dessen Diözese das Kleinbasel bekanntlich bis ins 19. Jahrhundert lag. Ausserdem wechselte das Kloster von der strengen Dominikaner- zur mildereren Augustinerregel. Der „Wachhund“ lag nun weit vom Kloster entfernt am Bodensee und die Klingentalerinnen konnten ihr Leben ungestört weiterführen. Wie Ausgabenbelege beweisen, liessen sie es sich wohlgehen: reiche Ausstattungen der Klosterzellen gehörten ebenso zu den Annehmlichkeiten wie mancher

⁰² Esssaal

⁰³ Vergleiche mit Kapitel 2, Seite 12



K



N



M



O



L

E. E. Zunft zu Gärthern Basel

24

K Vor einigen Jahren war der Mauer des Kleinen Klingentals ein Transparent vorgehängt, das die unter dem Verputz versteckten Mauerteile aus

verschiedenen Zeitepochen zeigten. Der untere dunkle Teil zeigt die erste Kleinbasler Stadtmauer. Die Zinnen sind deutlich zu sehen!

L Die mächtige Klosterkirche mit dem langgestreckten Chor vorne und dem anschliessenden Laienschiff mit den Fenstern aus dem 19. Jahrhundert. In der Ecke zum Chor ist am Laienschiff das Grab der Hl. Euprosine zu erkennen.

Leckerbissen, der seinen Weg auf die klösterliche Tafel fand. Zum Eklat kam es, als 1460 eine Klingentalerin ein Kind zur Welt brachte. Vater war ein Stifths herr zu St. Peter! Obwohl sich die Klosterfrauen in der Folge etwas zurücknahmen, erlangten die Predigermönche durch einen päpstlichen Erlass 1477 wieder die Aufsicht über das Kloster. Sie stiessen allerdings auf den geschlossenen Widerstand der Frauen. Das Verlesen der päpstlichen Bulle ging im Lärm unter, den die Klosterfrauen in der Kirche verursachten! Schliesslich sah sich der Rat von Basel zum Handeln gezwungen. Durch bewaffnete Stadtknechte wurden die Klingentaler Nonnen in ihre Zellen eingeschlossen und schliesslich 1480 durch fromme elsässische Klosterfrauen vertrieben. In diese Zeit fällt wohl auch die Entstehung des Klingentaler Totentanzes. Ein zweiter Totentanz in Basel? Tatsächlich liessen der Dominikanerorden, der eine besondere Affinität zu Totentanzbildern besass, an den Wänden des Klingentaler Kreuzgangs einen Totentanz mit über 40 Figurengruppen und erläuternden Versen anbringen. Ein Wandbild am Haus „zum roten Stein“ an der Webergasse 1 erinnert noch heute daran. Dank Zeichnungen, die Emmanuel Büchel 1766–68 anfertigte, wissen wir heute noch Bescheid über das Aussehen dieses monumentalen Wandbilds, von dem nicht der geringste Rest überdauert hat.

Die verstossenen Klingentalerinnen zogen sich auf ihre Besitzungen in Wehr zurück und intrigierten weiterhin. Und schon zwei Jahre später zogen sie mit päpstlicher Genehmigung wieder triumphal ins Klingental ein. Die Reformschwestern wurden in alle Winde zerstreut und die Predigermönche erhielten päpstliche Strafen.

Das klösterliche Leben besserte sich auch danach nicht, wie ständige Klagen über nachts umherschweifende Nonnen zeigten.

Reformation und Niedergang

Die Reformation im Kloster Klingental verlief unpektakulär. Die meisten Nonnen liessen sich von der Stadt auszahlen und verliessen das Kloster. Die letzte Äbtissin verharrte mit wenigen Getreuen im Kloster. So konnte die Stadt die Gebäulichkeiten erst

1557 übernehmen. Das Kleine Klingental wurde an die Meistbietenden vermietet. Im 18. Jahrhundert errichteten Färber entlang des Riehenteichs ihre Häuschen mit den markanten offenen Dachstühlen, wie sie heute noch im „Klingental“ zu sehen sind. Die Kirche sowie die Klausurgebäude, also das Grosse Klingental, behielt die Stadt für sich. Im späten 17. Jahrhundert wurden in die Kirche vier Geschosse eingezogen und vorerst als Lagerräume genutzt. Diese riesige Holzkonstruktion steht noch heute und wird unterdessen als schutzwürdig eingestuft. Einzig in der „Leutkirche“⁰⁴ wurde ein kleiner, zwei Stockwerk hoher Betsaal erhalten. An seiner Stelle befindet sich heute der Ausstellungsraum Kaserne. Die Säulen in diesem Raum sind die letzten Überreste jenes Betsaals, denn 1779 wurde auch dieser Raum durch einen Zwischenboden unterteilt. Die Gebäulichkeiten wurden für verschiedene Zwecke genutzt, so auch als Kaserne. Einen letzten Höhepunkt erlebte die alten Klostergebäude 1848, als auf der Wiese vor dem Grossen Klingental das Eidgenössische Turnfest abgehalten wurde. Aber wenige Jahre später, bei der Einquartierung eidgenössischer Truppen während des „Neuenburger Handels“⁰⁵ 1856/57, zeigte sich, dass die alterwürdigen Häuser rund um den ehemaligen Kreuzgang nicht mehr den damaligen Ansprüchen für die Unterbringung von Soldaten entsprachen. 1860 fielen die letzten Klausurgebäude des ehemaligen Klosters Klingental der Spitzhacke zum Opfer. Nur die Kirche, sowohl das Langhaus als auch der Chor, blieben unbehelligt. Allerdings verschwanden um diese Zeit die zweistöckige Sakristei, die am Chor angebaut war, sowie der Lettner in der Laienkirche.

Während das Kleine Klingental heute noch viel mittelalterliche Substanz vorweist, steht vom Grossen Klingental nur noch die ehemalige Klosterkirche. Bemerkenswert sind besonders die spitzbogigen Reste der Chorfenster, deren Ausschmückungen nach Osten hin immer vielfältiger werden, um schliesslich im prächtigen Chorschlussfenster zu gipfeln. Die viereckigen Fenster von Chor und Leutkirche suggerieren zwar die alten Lanzettfenster, sind aber Neuanlagen von 1863. Historisch bedeutsam hingegen

M Das prächtige Masswerk, das im Innern der Kirche das Grab der Hl. Euphrosine abschloss, wurde ausgebaut und ist heute im Kreuzgang des Münsters zu bestaunen.

N Die Chorfenster wurden von West nach Ost immer kunstvoller ausgestaltet und gipfelten im prächtigen Masswerk des östlichen Scheitelfensters (links).
O Vor einigen Jahren war in der Nordwestecke des Laienschiffs ein Stück der Mauer freigelegt.

Zu sehen ist ein Eingang, welcher den Nonnen den Zugang vom ersten Stock der Konventsgebäude auf die Westempore gestattete. Der Bogen unten links gehört zum verschwundenen Kreuzgang.

ist der Kielbogen an der Wand der Laienkirche zum Kasernenplatz hin. Dieser Bogen bezeichnet die Lage des ehemaligen Grabs der Hl. Euphrosyne, die im Klingentalkloster besonders innig verehrt wurde. Das wunderbare Masswerk, welches das Grab im Kircheninnern abschloss, wurde demontiert und ist heute im Kreuzgang des Münsters zu bewundern. Wenn nachts die Künstlerateliers im obersten Stockwerk des Chors beleuchtet sind, lassen sich die Gewölbe und die Schlusssteine der Kirche bewundern. Zum Teil haben diese Architekturteile noch immer ihre ursprüngliche Bemalung. Unter den getünchten Innenwänden der Kirche liegen Wandmalereien aus der Klosterzeit verborgen. Überdeckt ist die Kirche vom originalen Dachstuhl aus dem 13. Jahrhundert!

Quellen

Ackermann, Felix und Wollmann, Therese: Klöster in Basel, Basel 2009, S. 51–54, S. 162–173

Basler Denkmalpflege (Hrsg.): Dächer der Stadt Basel, Basel 2005, S. 140, S. 160–169

Fischer, Andreas: Mauern – Schanzen – Tore. Basels Befestigungen im Wandel der Zeit, Basel 2007, S. 38–41

Maurer, François: Das ehemalige Kloster Klingental in Kleinbasel, in: Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt, Band IV, Basel 1961, S. 16-56 / S. 85-114

Rosen, Josef Dr.: Chronik von Basel, Basel 1971

Schwinn, Dorothea und Jaggi, Bernhard: Das Kloster Klingental in Basel. Schweizerischer Kunstführer, Serie 48, Nr. 473, Bern 19903

Schwinn Schürmann, Dorothea (Hrsg.): Kloster Klingental in Basel, Basel 2002, S. 12–3, 54–63, 64–65, 66–71

Tréfas, David: Die Kaserne in Basel. Der Bau und seine Geschichte, Basel 2012, S. 19

Wackernagel, Rudolf: Geschichte der Stadt Basel, 1. Band, 2. Teil, Basel 1907, S. 31–36, 212–216

Wackernagel, Rudolf: Geschichte der Stadt Basel, 2. Band, 2. Teil, Basel 1916, S. 834–840

Internet

de.wikipedia.org
(Walter von Klingingen)

Bildernachweis

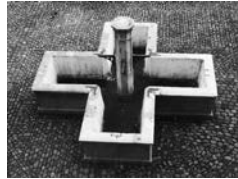
Christian Zingg

04 Die „Leutkirche“ umfasst diejenigen Teile eines Sakralbaus, deren Zugang den Laien, dem Kirchengemeinde erlaubt war. Sie umfasst bestenfalls die einzelnen Kirchenschiffe, Seitenaltäre und Taufkapellen.

05 Siehe folgendes Kapitel.

Einst Soldaten, jetzt Kulturschaffende – die Kaserne

Als das Militär ins Kloster Klingental einzog wurde das Areal wieder zum hermetisch abgeschlossenen Gebiet, das es schon zur Zeit der Nonnen gewesen war. Diese Tendenz verstärkte sich noch mit dem Neubau der Kaserne 1863, obwohl die Stadt zunehmend über die alten Mauern hinauswuchs und das ehemalige Klosterareal nun nicht mehr am Rand, sondern mitten im überbauten Gebiet lag. Auch nach dem Auszug des Militärs mied die breite Bevölkerung vorerst die Gebäulichkeiten und den Platz der Kaserne. Aber gerade in diesem „Windschatten“ konnte sich neues Leben entwickeln, das die Kaserne immer mehr ins Licht der Öffentlichkeit rückte. So stehen heute die künftige Nutzung und die bauliche Veränderungen der Kaserne weit oben auf der politischen Traktandenliste. Es lohnt sich also, die heutige „Kaserne“ unter die Lupe zu nehmen.



1833 – Basel schmollt

Nach der Kantonstrennung und den eidgenössischen Schiedssprüchen zur Aufteilung des Basler Staatsvermögens zwischen den beiden neuen Kantonen, die fast ausnahmslos zugunsten des Baselbiets ausgefallen sind, fühlt sich Basel-Stadt vom Rest der Schweiz verkannt, verraten und zieht sich in den Schmollwinkel zurück.

1863 – Hie Schweizer Boden

Die neue Kaserne wird eingeweiht. Unter den Rednern schlägt besonders Karl Sarasin, Mitglied des

Kleinen Rats, patriotische Töne an. Er redet von Basel als vorgeschobensten Posten unseres schweizerischen Vaterlandes und beendet seine Rede mit dem Ausruf, in den alle werthen Mitbürger einstimmen sollen: Hie Basel, hie Schweizerboden.

Es ist offensichtlich: In den dazwischen liegenden drei Jahrzehnten hat eine behutsame Wiederannäherung Basels an die Schweiz stattgefunden. Dieser neuen positiven Einstellung gegenüber der Schweiz gibt die Kaserne mannigfaltigen Ausdruck, wie wir bei einer näheren Betrachtung des Bauwerks leicht feststellen können. Die Kaserne ist somit Stein gewordener Ausdruck einer politischen Haltung, des Bekenntnisses Basels zur Schweiz.

Doch wie ist das Militär überhaupt in dieses Areal gekommen? Nach dem Auszug der Klingentaler Nonnen in der Folge der Reformation wurden die Gebäulichkeiten des ehemaligen Klosters für verschiedene Zwecke genutzt. In der Kirche wurden Lagerräume eingerichtet. Teile des Kleinen Klingentals wurden Färbern überlassen. Davon zeugen noch heute zwei kleine Häuschen mit offenen Dachstühlen, die dem Trocknen der gefärbten Tücher dienten. Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts wurde das Grosse Klingental mehr und mehr als Kaserne genutzt. Der Ostflügel des Kreuzgangs wurde abgerissen. Damit entstand eine grosse Freifläche, die ideal zum Exerzieren war. In den stehengebliebenen U-förmigen Flügeln der

Konventsbauten hausten die Soldaten. Im eigentlichen Kreuzgang im Erdgeschoss waren Ställe und die Küche untergebracht. Diese Nutzung setzte den dort vorhandenen Malereien, insbesondere dem Totentanz, schwer zu. Glücklicherweise hat der bekannte Maler Emanuel Büchel 1766–68 die Bilder und die Inschriften kopiert.⁰¹

Auch mit den hygienischen Verhältnisse war es in den ehemaligen Klostergebäuden nicht gerade zum Besten bestellt. Dies wurde vor allem 1856/57 manifest, als während des sogenannten „Neuenburgerhandels“, Schweizer Truppen in der Kaserne einquartiert waren, um die Landesgrenze zu schützen. Die Soldaten hausten in engen Schlafräumen, in denen sie auch assen und alle Reinigungsarbeiten durchführen mussten. Es zeigte sich, dass die Räumlichkeiten und Ställe für grössere Truppenkontingente viel zu klein waren. Kaum waren die Soldaten abgezogen, erfolgte deshalb die Suche nach einem geeigneten Standort für einen Kasernen-Neubau. Für die Politiker jener Zeit stand nach den gerade knapp vermiedenen kriegerischen Auseinandersetzungen mit Preussen fest, dass die Grenzstadt Basel einer grosszügig geplanten Kaserne bedurfte.

Genau in diese Zeit fielen auch die Niederlegung der Stadtmauern und die weiträumige Ausdehnung der Stadt. Basel wandelte sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts rasant von der mittelalterlichen Handwerkersiedlung zur modernen Industriestadt. Die neue Kaserne sollte auch Ausdruck für diese neue Zeit sein.

Ein fehlgeschlagener Architekturwettbewerb

Mit dem Entscheid, die neue Kaserne auf dem Areal des ehemaligen Klingentalklosters zu erstellen, wurde dem Neubau eine wichtige städtebauliche Funktion zugewiesen. Er war nämlich das Verbindungsglied zwischen der verwinkelten Kleinbasler Altstadt mit ihren mittelalterlichen Gassen sowie mit ihren Gewerbebetrieben und dem neuen Klybeckquartier mit modern angelegten Strassen im Schachbrettmuster sowie den industriellen Textilfabriken und Färbereien.

Um das bestmögliche Projekt zur Ausführung zu bringen, wurde sogleich ein Architekturwettbewerb ausgeschrieben. Bis zur Eingabefrist wurde

nur gerade ein Projekt eingereicht, das aber nicht den Anforderungen entsprach. Verspätet kam eine zweite Eingabe vom Zürcher Architekten Ferdinand Stadler, der kurz zuvor das siegreiche Projekt zur Elisabethenkirche eingereicht hatte. Aber sein Projekt erschien dem Baukollegium in der Ausführung zu teuer. Anfang 1860 präsentierte Johann Jacob Stehlin d. J. (1826–94), der das Projekt schon zuvor mit Berechnungen und Kommissionseinsitzen begleitet hatte, seinen eigenen Entwurf, der schliesslich angenommen und verwirklicht wurde.

Es lohnt sich, einen Moment bei J. J. Stehlin d. J. zu verweilen, war er doch einer der bestimmenden und hervorragenden Architekten im Basel des 19. Jahrhunderts. Von ihm stammen folgende Bauwerke, die noch heute das Gesicht Basels prägen: der älteste Teil der Hauptpost (an der Freien Strasse; das Gebäude mit der Durchfahrt), das Gerichtsgebäude an der Bäumleingasse, das Bernoullianum, die Kunsthalle und der Musiksaal des Stadtcasinos (nicht zu vergessen sei das noch vielen Baslern bekannte „alte Stadttheater“). Oftmals setzte Stehlin sich mit seinen Projekten gegen seine bedeutenden Mitkonkurrenten Amadeus Merian (Hotel Drei Könige, Café Spitz) und Christoph Riggenbach (Haus zur „St. Johannis-Capelle“ am Münsterplatz 2, Domhof). Dies hatte vor allem mit Stehlins Vater zu tun, der zu jener Zeit einer der führenden Politiker war (siehe letztes Jahrbuch). Er leitete 24 Jahre lang das Baukollegium, bevor er 1858 zum Bürgermeister gewählt wurde. Schon die Zeitgenossen sahen in der häufigen Berücksichtigung des Sohns bei öffentlichen Bauvergaben die Protektion durch den Vater.

Die Originalität und das unbestrittene Können J. J. Stehlins d. J. zeigt sich auch in der Kaserne, einem dem Historismus verpflichteten Gebäude. Stehlin übernahm von den beiden Vorgängerprojekten die beiden Ecktürme mit Zinnenkranz. Trotzdem gelang es ihm, eigene Ideen einzubringen und vor allem die Kosten des Neubaus tief zu halten.

Die Kaserne ist als Dreiflügelanlage konzipiert. Bereits vorgegeben war der Südflügel durch die ehe-

⁰¹ Dies im Auftrag von Professor J.J. d'Annone, der die Gemälde wieder entdeckt hatte. – Schon zur Mitte des 19. Jahrhunderts waren nämlich die Bilder unter dicken

Russ- und Schmutzschichten beinahe gänzlich verschwunden.

malige Klosterkirche, die im Erdgeschoss des Chors Pferdestallungen, in den Obergeschossen aber Lager, eine Soldatenküche und Mannschaftsunterkünfte barg. Stehlin gelang die Verbindung zwischen der fast 600 Jahre älteren Kirche mit dem Neubau der Kaserne durch zwei Kunstgriffe. Zum einen verwendete er sowohl beim Kopfbau wie auch beim Stallflügel Strebepfeiler wie sie beim Chor der Kirche verwendet wurden. Zum anderen ordnete er die Fenster der Leutkirche ⁰² neu. Diese spiegeln zwar noch immer die ehemaligen hohen Lanzettfenster vor, sind aber in Wirklichkeit Neuschöpfungen, welche die Fensterformen des Neubaus übernehmen. Ein durchlaufender Sims über dem Erdgeschoss verbindet die alte Leutkirche mit dem neuen Kopfbau ebenso wie die einheitliche Farbgebung und Fassadengestaltung.

Die ehemalige Klosterkirche wurde durch einen Verbindungstrakt mit sanitären Einrichtungen mit dem Kopfbau entlang des Rheins verbunden. Der Nordflügel wurde durch weitere Stallungen und die Reithalle gebildet. Die beiden langgestreckten doppelten Brunnenröge, die Pferdetränken, vor diesem Flügel zeugen noch heute von der ehemaligen Funktion dieser niedrigen Bauten.

Im eigentlichen Kopfbau lagen neben der Kantine auch die Krankenzimmer, Büros, Zimmer für die Offiziere und weitere Mannschaftsräume. Erschlossen wird dieses Hauptgebäude des Komplexes durch ein zentrales Treppenhaus, dessen Lage durch den vorspringenden Mittelrisaliten ⁰³ schon von aussen ablesbar ist. Das Innere ist geprägt durch sehr breite Gänge und Treppen, welche die schnelle Verschiebung einer grossen Anzahl Soldaten im Alarmfall garantieren.

In den Ecken des Hofes stehen vor den beiden flankierenden Türmen zwei Brunnen, deren Tröge sich in Form des Schweizerkreuzes um den zentralen Brunnenstock gruppieren. Das Schweizer Wappen dominiert auch die bekrönenden Zinnen der Türme in Form von halben Kreuzen. Ein weiterer Hinweis auf das Vaterland ist über dem besonders ausgezeichneten Haupteingang angebracht, nämlich ein Wappen, das einen von Flaggen umgebenen Baselstab zeigt mit der Jahreszahl 1863 und der Inschrift *Armis Patriae*. ⁰⁴

Die Kaserne hat seit ihrer Eröffnung wenige bauliche Veränderungen erfahren und erscheint uns auch heute noch als einheitlicher Baukörper. Später hinzugefügt wurde 1891/92 lediglich die riesige Turnhalle.

Schulen, Provisorien und ein städtischer Unort

1939 wurde ein Architekturwettbewerb für den Neubau der Gewerbeschule ausgeschrieben. Als Standort war das Areal der Sandgrube vorgesehen. Hans Bernoulli, den wir ebenfalls im letzten Jahrbuch näher kennen gelernt haben, scherte aber aus und reichte ein Projekt „Klingental“ ein. Er sah dabei den totalen Abriss der Kaserne und eine Neuüberbauung des gesamten Areals durch mehrere Kuben vor. Nur die ehemalige Klosterkirche wäre stehen geblieben und zu einem Museum umgebaut worden.

Zu dieser Zeit war die Kaserne noch immer durch das Militär belegt. Vor allem Sanitäts-Rekrutenschulen wurden in Basel durchgeführt. Daneben diente die Kaserne aber immer wieder auch anderen Zwecken. So wurden etwa 1871 Teile der französischen Bourbaki-Armee hier und im Kleinen Klingental interniert. Während des 1. Weltkriegs konnten verarmte Familien (die eingezogenen Familienväter erhielten keine Lohnausfallszahlungen!) am Tor der Kaserne Gratis-Mittagessen aus der Soldatenküche abholen. Und als 1918 die Spanische Grippe wütete, wurde in der Kaserne ein Notlazarett eingerichtet. Übrigens waren auch die Soldaten, die am 1. August 1919 während der Unruhen anlässlich des Färberstreiks in der Greifengasse Zivilpersonen niederschossen, aus der Kaserne gekommen. Eine Gedenktafel über der Eingangstüre des Restaurants „Zum Alte Schluuch“ erinnert an diesen schwarzen Tag.

Nach 1945 dienten die Gebäulichkeiten als Durchgangsstation für Internierte, die in ihre Heimatländer zurückgeschafft werden sollten, sowie für schweizerische Bürgerinnen und Bürger, die aus den zerstörten Kriegsgebieten in die Schweiz zurückwandert waren. Aber auch bei verschiedenen Veranstaltungen wurden die Räume der Kaserne als Übernachtungsmöglichkeit für Auswärtige bereit gestellt. Dies war u.a. für so unterschiedliche Personengruppen der Fall wie etwa den Mitwirkenden von Eidgenös-

⁰² Der Teil der Kirche, der auch das gemeine Volk betreten durfte.

⁰³ Ein Risalit ist ein aus der Fluchtlinie eines Baukörpers hervorspringender Gebäudeteil, der sich über die gesamte Höhe der Fassade erstreckt.

⁰⁴ „Für die Waffen des Vaterlands“

sischen Turn-, Hornusser- oder Musikfesten, Ausstellungsbesuchern von internationalen Messen, den Teilnehmenden des Zionistenkongresses 1946 oder Lehrern, welche 1869 die GV des schweizerischen Lehrervereins besuchten. Apropos Schulen: Auch diese waren schon früh in der Kaserne einlogiert, erstmals 1882, als Sekundar- und Primarschulkinder aus dem schnell wachsenden Kleinbasel hier den Unterricht besuchten, weil die bestehenden Schulhäuser überfüllt waren!

Militär weg – was nun?

Das Ende der Kaserne als Militärunterkunft wurde 1962 mit einer neuen Truppenordnung eingeläutet, die eine Verlegung der Sanitätstruppen von Basel nach Lausanne vorsah. In Basel erhob sich dagegen kein Widerspruch. Der Vertrag mit der Eidgenossenschaft über die Nutzung der Kaserne wurde also sang- und klanglos gekündigt. Die letzten Soldaten zogen 1966 ab.

Basel befand sich zu dieser Zeit in einer Wachstumsphase. Mehr als 210'000 Menschen lebten in der Stadt. Die Planer rechneten für die Zukunft gar mit einer Bevölkerungszahl von über 250'000! So erschien das Kasernenareal ideal für die Erstellung neuer Wohneinheiten und Geschäftsräumen. Auch ein Park war vorgesehen. Der Regierung war allerdings bewusst, dass ein Bauvorhaben dieser Grösse eine lange Planungsphase erfordert. Deshalb sprach sie sich gegen den sofortigen Abriss der Kaserne aus. Ein solcher wäre in der Wende von den 1960er- zu den 1970er-Jahren wohl noch problemlos über die Bühne gegangen, denn in dieser Zeit herrschte ein eigentlicher Bauboom. Erinnert sei hier nur an den Neubau des Theaters, dem das alte Theater von J. J. Stehlin d. J. zum Opfer fiel. 1972 schrieb das Baudepartement einen öffentlichen Ideenwettbewerb zur Neugestaltung des Kasernenareals aus. Insgesamt 69 Projekte wurden eingereicht. 18 davon sahen die Erstellung eines Parks vor, 39 eine Teilüberbauung und 2 Projekte waren nur Gedankenspiele. Die bestehenden Bauten wollten nur gerade 5 dieser Projekte erhalten, gar nur drei davon sahen die vollständige Bewahrung des Hauptgebäudes vor. Es sah schlecht aus für die altehrwürdige Kaserne.

C'est le provisoire qui dure

Aber erstens kommt es anders... Die leeren Räume wurden zwischengenutzt. Zum einen zogen Schulen ins Hauptgebäude ein, denn durch das Bevölkerungswachstum platzten viele Schulhäuser aus den Nähten. Auf dem geteerten Platz wurde eine doppelte Ballon-Turnhalle erstellt. Auf der Rasenfläche durfte das Warenhaus „Globus“ einen Behelfsbau erstellen, weil das Gebäude am Marktplatz total umgebaut wurde. Und schliesslich benützte auch das Theater während des Neubaus die Räumlichkeiten der Kaserne als Kulissenmagazin. Auch Autos parkierten auf einem Teil des Areals. In diesem unwürdigen Zustand darbt die Kaserne für die nächsten Jahre. Ja, das Globus-Provisorium wurde erst 1985 wieder entfernt. Die letzten Parkplätze verschwanden sogar erst 1993. In der Zwischenzeit wurde fleissig diskutiert, Projekte entstanden, Initiativen und Petitionen lanciert, eingereicht und teils wieder zurückgezogen.

Im Windschatten all dieser Debatten entwickelte sich in den Gebäuden der ehemaligen Kaserne neues Leben: Schon 1964, also noch zur Militärzeit, zogen die ersten Kunstschaffenden in ihre Ateliers in der Klosterkirche ein, der Kinderkrippe Bläsi wurde ein Raum zugewiesen, eine Elterngruppe initiierte 1974 den Spiel-Estrich, um den Kindern im Quartier einen Freiraum zu schaffen und Interessierte schlossen sich zur Gruppierung „Ent-stoh-loh“ zusammen, die auf dem Kasernenareal ein „städtisches Experimentierfeld“ schaffen wollten.⁹⁵

1974 wurde die Interessengemeinschaft Kasernenareal (IKA) ins Leben gerufen, die ab 1975 die ehemaligen Stallungen vom Staat mieten konnte. Die IKA ist heute noch tätig und Sprachrohr der vielen verschiedenen Nutzer des Areals. Denn tatsächlich hat sich eine vielfältige Nutzung der ehemaligen Kaserne entwickelt. Heute finden sich im Areal der ehemaligen Kaserne neben den schon erwähnten Einrichtungen für Kinder auch Restaurants und Bars, Theaterräumlichkeiten, eine Moschee, eine Aussenstelle der Pro Senectute und vieles mehr. Die ehemalige Klosterkirche beherbergt nach wie vor viele Ateliers von Kunstschaffenden, während das Hauptgebäude nach wie vor von Schulen belegt ist. Aber auch die Rasenfläche und der Teerplatz wird von vie-

⁹⁵ Dieser Freiraum sollte das Zusammenleben von Jung und Alt mittels vielfältiger Projekte wie offene Ateliers, Alternativschulen, eine freie Volkshochschule, Kindergärten, Beratungsstellen,

Wohngemeinschaften usw. fördern. Das Projekt „Ent-stoh-loh“ war übriges Teil des erwähnten Ideenwettbewerbs und wurde von der Regierung angekauft.

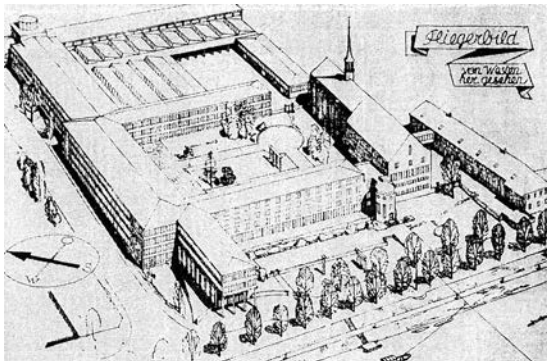
► J.J. Stehlin d.J. hat mit einem durchgehenden Sims über dem Erdgeschoss die alten und neuen Bauteile zusammengebunden. Links die Laienkirche, in der Mitte der Verbindungstrakt, rechts



P



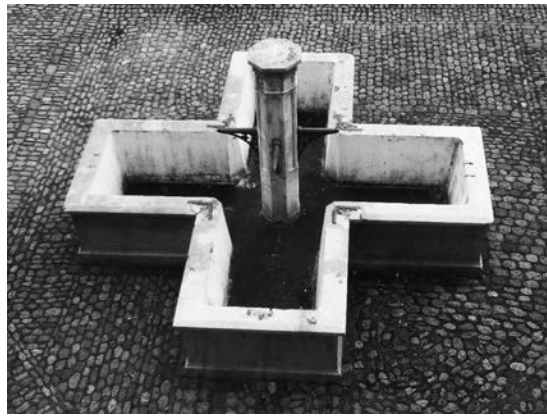
Q



R



S



T



U

das Hauptgebäude. Seit der kürzlich erfolgten Renovation der Kirche weisen deren Fenster andere Holzrahmen auf als jene des Hauptgebäudes. Aber die steinernen Rahmen sind deckungsgleich.

Q Ein Blick ins Parterre des Hauptgebäudes: Rechts das zentrale Treppenhaus, links einer der überdimensioniert breiten Gänge.

R Wäre der Plan von Hans Bernoulli zum Neubau der Gewerbeschule 1939 angenommen worden, sähe das Kasernenareal heute so aus. Wir hätten diesen Bau längst (Fortsetzung: S. 32)

Einst Soldaten, jetzt Kulturschaffende
– die Kaserne

len Menschen benützt. Dazu kommen jährlich wiederkehrende Veranstaltungen wie die Herbstmesse oder das Tattoo, die grosse Menschenmassen in die Kaserne locken. So ist seit dem Auszug des Militärs in den ehemaligen Räumen der Kaserne ein vielfältiges Angebot an Unterhaltung, Kultur, Bildung und Sport entstanden.

Das Areal ist heute ein lebendiger Treffpunkt der unterschiedlichsten Bewohnerinnen und Bewohner des unteren Kleinbasels und der ganzen Stadt geworden und die Abschlussfrage ist spannend: Quo vadis, Kaserne?

Quelle

Ackermann, Felix und Wollmann Therese: Klöster in Basel, Basel 2009, S. 51–54, 162–173

Ochsner Keller Christine: Das Ensemble der Kaserne, in: Lutz, Thomas: Die Altstadt von Kleinbasel. Profanbauten, in: Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt, Band VI, Basel 2004, S. 249–258

Maurer, François: Das ehemalige Kloster Klingental in Kleinbasel, in: Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt, Band IV, Basel 1961, S. 21–34, 95–99, 298

Nägelin-Gschwind, Karl und Maya: Hans Bernoulli. Architekt und Städtebauer, Basel/Boston/Berlin 1993, S. 242

Schwinn, Dorothea und Jaggi, Bernhard: Das Kloster Klingental in Basel. Schweizerischer Kunstführer, Serie 48, Nr. 473, Bern 19903

Schwinn Schürmann, Dorothea (Hrsg.): Kloster Klingental in Basel, Basel 2002, S. 12–13, 54–63, 64–65, 66–71

Tréfas, David: Die Kaserne in Basel. Der Bau und seine Geschichte, Basel 2012, S. 32–37, 40–53, 56–64, 76–77, 86–101

Bildernachweis

Christian Zingg

als festen Teil des Stadtbilds akzeptiert, wie etwa die Universität am Petersplatz, die zu jener Zeit das mittelalterliche Zeughaus verdrängte.

S Der Baselstab gut eingebettet in zwei Schweizerflaggen. 1863 hat Basel in den Schoss der Schweiz zurückgefunden. Wappen über dem Haupteingang des Hauptgebäudes

T Von oben besonders schön zu sehen: Brunnen in Form des Schweizerkreuzes
U Bourbaki-Soldaten in der Kaserne. Zu beachten ist der nordafrikanische Soldat

Jekami in der Kaserne

Seit einem halben Jahrhundert wird über die Nutzung der Kaserne diskutiert. Im Laufe dieser Zeit wurden zahllose Projekte vorgelegt. Viele davon waren mehr oder weniger lustige „Sauglattismus“-Beiträge, wie etwa die unselige Idee, den Innenhof der Kaserne in ein Hafenbecken zu verwandeln. Was aber auch immer über die Kaserne geschrieben und geredet wurde, nichts geschah. In der Zwischenzeit hat sich auf dem Areal eine so vielfältige, lebendige Nutzung entwickelt, dass ernsthaft die Frage gestellt werden muss, was durch einen politischen Entwicklungsschub von Aussen her noch gewonnen werden könnte.

Der erste milde Frühsommerabend des Jahres lockt die Menschen aus ihren Häusern an die lange vermisste Sonne. Bei der Kaserne sind die Aussencafés bis auf den letzten Platz besetzt. Die Menschen sitzen fröhlich plaudernd zusammen und geniessen es, wieder draussen trinken und essen zu können. Auf der Wiese lagern Mütter mit ihren spielenden Kindern. Ein junger Mann übt mit Flaschen atemberaubende Jonglаетricks. Unter den Bäumen zwischen der Wiese und dem Hartplatz sitzen junge Leute an den Tischen. Auf einem mitgebrachten Grill brutzeln köstlich duftende Koteletts. Daneben ist eine umstrittene Tischtennispartie im Gang. Ein paar gläubige Moslems steigen die Wendeltreppe zur Moschee hoch, um ihr Abendgebet zu verrichten. Nebenan warten die ersten Theaterbesucher auf die Öffnung der Reithalle. Sie freuen sich auf einen anregenden Kulturabend. Auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes verlassen gerade ein paar Sportler und Sportlerinnen den Boxkeller unter der Turnhalle. Eineinhalb Stunden zuvor haben sie sich im Freien mit Schattenboxen warmgelaufen. Neben der Turnhalle beim Kindertreff tummeln sich die Kleinsten auf den Spielgeräten. Vor der ehemaligen Klosterkirche stellt eine Künstlerin zusammen mit einem Kollegen ihre neuste Skulptur auf. Bei einem der Handballtore spielt ein Vater mit seinen drei Kindern Fussball. Die Basketballkörbe sind von einer Gruppe eifrig spielender Teenager besetzt. Hier ist weit und breit die einzige Möglichkeit, im Quartier, Streetbasket zu spielen. Unter dem Schutzdach sitzen ein paar junge Burschen rauchend zusammen. Jeder hat eine Getränkebüchse vor sich.

in der Bildmitte. Dieses Bild lässt sich auf dem prächtigen Kachelofen in der Schlüsselzunft entdecken.

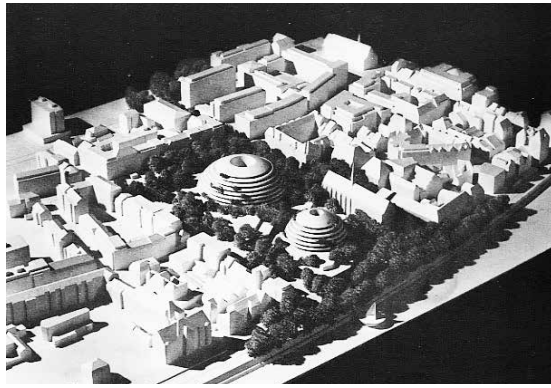
Eistee ist da nicht drin. Aus dem Kopfbau kommen gerade ein paar fremdländische Jugendliche mit ihrer Lehrerin. Der Abendkurs „Deutsch für neuzugezogene Jugendliche“ ist zu Ende. Unter der Türe kreuzen sie sich mit zwei Kunststudentinnen, die in der Fachhochschule eine neue Kleiderkreation entwerfen und umsetzen wollen, denn der Termin der jährlichen Modeschau in der Kaserne rückt näher. Und beim linken Schweizerkreuzbrunnen stehen zwei ältere Ehepaare. Die Männer reden eifrig Französisch miteinander. Sie frischen ihre Erinnerungen auf, denn vor Jahrzehnten haben sie hier ihre Rekrutenschule absolviert.

Beim Anblick dieser friedlichen Stimmung und der vielfältigen Nutzung des Kasernenareals stellen wir uns unwillkürlich die Frage: Muss hier dringend etwas Neues entwickelt werden? Gibt es in Basel nicht genügend (Un-)Orte, die einer Entwicklung viel dringender bedürften?

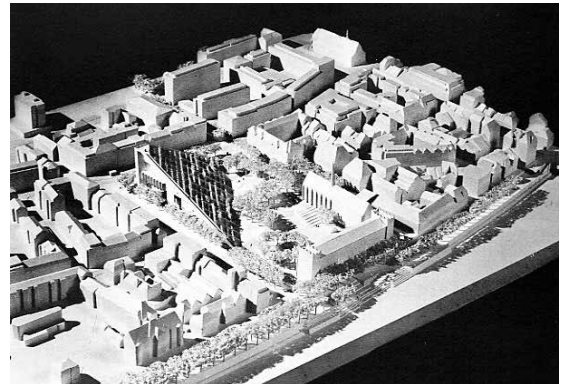
Das Kasernenareal mit den zahlreichen Institutionen, die hier Unterschlupf gefunden haben, hat sich in den letzten Jahrzehnten von einem obskuren Treff von Drogenabhängigen zu einem lebendigen Zentrum der Quartierbewohner entwickelt – als wärs eine Oase.

Mit grossen Veranstaltungen wie der Messe oder dem Tattoo strahlt der Kasernenplatz aber auch weit über das Quartier und die Stadt Basel hinaus.

Gerade weil dieses Areal so attraktiv ist, rückt es immer wieder in den Fokus der öffentlichen Diskussion und Begehrlichkeiten. Viele Menschen diskutieren mit, schlagen bauliche Veränderungen, kleine und grosse Durchbrüche und Nutzungsänderungen vor, ohne die städtebaulichen, sozialen und geografischen Gegebenheiten zu beachten. Zu den unverrückbaren geografischen Tatsachen gehört etwa, dass der Kasernenplatz etwa 10 Höhenmeter über dem mittleren Rheinpegel liegt. Wo immer die Kaserne also durchbrochen werden soll, wird dies immer mit dem Anlegen von Treppenaufgängen verbunden sein. Beim kleinen Durchbruch, also beim Bau eines gedeckten Durchgangs durch den Hauptbau, kann der Rhein nur über viele Treppenstufen erreicht werden. Wird aber gar ein ganzer Flügel des Hauptbaus unter Beibehaltung des Eckturms niedergelegt, fällt der Blick eines Passanten auf dem Kasernenhof keineswegs auf den Rhein, sondern in die Baumkronen der prächtigen Linden am Rheinweg.



V



W



Y

Jekami: in der Kaserne
– eine Glosse

W Dieser Beitrag wurde von der Regierung 1973 angekauft. Das Hauptgebäude der Kaserne steht noch. In der Ecke zur Klybeckstrasse und zum

Klingentalgraben erhebt sich ein riesenhaftes Terrassenhaus, das seine ganze Umgebung in den Schatten stellt und erdrückt.

Y Das kürzlich vorgelegte Projekt zur Öffnung der Kaserne zum Rhein hin überzeugt optisch. Aber ist eine künftige Nutzung wirklich durchdacht?

Ganz abgesehen, dass der stehengebliebene Eckturm nicht mehr nutzbar wäre, weil sich das einzige Treppenhaus des Hauptgebäudes in dessen Mitte befindet. Aber auch ein seitlicher Durchbruch wäre vom Rhein her nur über zahlreiche Tritte erreichbar. Das kürzlich vorgelegte Projekt der Öffnung des Erdgeschosses zu einer grosszügigen Halle mit einer hellen Verbindungstreppe zum Rheinweg erscheint ein kluger Schritt zu einer praktikablen Lösung zu sein. Doch ist die künftige Nutzung auch wirklich durchdacht? Besteht für den mächtigen Saal unter dem Dach ein Bedürfnis, das sich rechnet? Wie und von wem könnten Begegnungsräume und Ateliers genutzt werden?

Bei allen baulichen Massnahmen muss auch immer eingehend diskutiert werden, welchem Zweck sie überhaupt dienen sollen. Zuerst müsste doch wohl die Nutzungsfrage geklärt sein, bevor über Veränderungen am Bau geredet wird. Und um eine künftige Nutzung nachhaltig planen zu können, müsste zuerst die heutige Nutzung sorgfältig analysiert werden. Denn jede Umnutzung wird selbstverständlich neue Nutzer anziehen und jetzige Nutzer vertreiben. Entwicklung bewirkt auch immer Verdrängung. Es geht letztlich also um die Frage: Wen wollen wir künftig nicht mehr auf dem Kasernenareal? Den fussballspielenden Vater mit seinen Kindern? Die rauchenden Teenager? Den Boxclub? Die Basketballspieler? Oder die gläubigen Moslems. Und wohin gehen die dann?

Solche Überlegungen werden viel zu selten angestellt. Ebenso wenig wird die städtebauliche Funktion der Kaserne beachtet. Die Sonderstellung des Kasernenareals seit dessen ersten Überbauung im 13. Jahrhundert hat. David Tréfas in seinem 2012 erschienenen Buch „Die Kaserne in Basel“ sehr schön beleuchtet. Das Klingentalkloster wie auch die Kaserne hatten seit je eine wichtige Gelenkfunktion, zwischen Stadt und Land früher, zwischen dem alten und dem neuen Kleinbasel heute.

Mit populistischen Aussagen über einen irgendwie gearteten Durchbruch lassen sich keine vernünftige Entwicklung erzwingen. Am besten wäre die intelligente Weiterentwicklung des Bestehenden. David Tréfas schreibt im lesenswerten Resumée zu seinem bemerkenswerten Buch: Die Kaserne ist eine einzigartige Arena, in welcher sich [...] gesellschaftliche Gegensätze treffen. Wo sonst gibt es in Basel einen solchen Ort?

Christian Zingg

Quellen

Tréfas, David: Die Kaserne
in Basel. Der Bau und seine
Geschichte, Basel 2012,
S. 153

Internet

prokasernenareal.ch

Bildnachweis

V + W: prokasernenareal.ch
Y: BaZ online

Die „drei E“, ihr „Vogel Gryff“ und viele Gärtner

Unsere Zunftjahrbuchskommission kann heuer wohl käumlich das GlaiBasel ins Rampenlicht stellen, ohne dabei nicht auch über die „drei E“ zu schreiben. Nicht zufällig fand deshalb letzten November das traditionelle Zunftreferat nicht im Dalbeloch statt, sondern im Meriansaal des Café Spitz, in der Heimatstube der „drei E“. Hier eine Annäherung an den Umzug des Vogel Gryffs unter der speziellen Perspektive der „Rebleute“, respektive deren Schildhalter: des „Lai“. Hinter dem „Lai“ versammelten sich übrigens neben den Rebleuten auch hauptsächlich Bauern und Gärtner.



Was haben die „drei E“ – die drei Ehrengesellschaften Greifen, Hären und Rebhaus – mit unseren Grossbasler Ehrenzünften gemeinsam? Vieles: Wir alle mussten unsere Stadt mitorganisieren und retten vor Feuer und Feinden. Und unsere altherwürdigen Geburtsurkunden wurden Opfer von Feuersbrünsten – zum Beispiel während des Kleinbasler Grossbrandes von 1327 oder nach dem Erdbeben von 1356.

Die genauen Ursprünge der „drei E“ liegen im Dunkeln der Geschichte. Wir wissen allein, dass die Bevölkerung von Kleinbasel auf drei Ehrengesellschaften aufgeteilt gewesen ist, die jeweils von ihren Schildhaltern angeführt worden sind. Und ihre Hauptaufgabe war die Verteidigung der Stadt. Wenn wir die Recherchen von Fritz Iselin⁰¹ weiterführen möchten, können wir davon ausgehen, dass im Westen des „minderen“ Basel der „Wildi Maa“ die Stadtmau-

er verteidigte (seine Gesellschaft zur Hären wurde erstmals 1384 in der „Klingental Urkunde“ erwähnt), im Osten der „Lai“ (1304/1388) und im Norden der „Vogel Gryff“ (1409 ursprünglich als „Gesellschaft zem Boum“). Wir können ebenfalls davon ausgehen, dass die Ehrengesellschaften Gewerbeorganisationen waren, die ursprünglich vor allem die Nutzung des Wassers geregelt haben: Wir könnten also auch von sogenannten Teichgenossenschaften sprechen.⁰² Immer mehr wurde aber analog zum Grossbasel die allgemeine Sicherheitsfrage zum Hauptgeschäft der drei Ehrengesellschaften. So war bald jede Gesellschaft neben der Stadtbewachung auch für das Feuerweswesen innerhalb eines klar bestimmten Mauerabschnitts verantwortlich, und jeder Gesellschaftsbruder musste periodisch Wachdienst schieben. Da die Gewerbetreibenden des aufkommenden Kleinbasels aber auch gemäss ihres Berufes zünftig werden mussten, erlaubte man ihnen, dass sie sowohl einer Ehrengesellschaft als auch einer Zunft angehören durften. Was aber auch heute noch nicht geht, ist, in zwei Ehrengesellschaften oder in zwei Zünften Mitglied zu sein.

Viele Basler Geschichtsforscher gehen davon aus – Wackernagel sehr wahrscheinlich als Erster – dass die Kleinbasler Männer ihre „Gesellschaften“ wie im Grossbasel als Berufsgruppen suchten: die Rebleute, Bauern und Gärtner bei der „Gesellschaft zum Rebhaus“, die Jäger, Fischer und Schiffeute bei der „Gesellschaft zur Hären“ und die

⁰¹ Handschriftliche Recherchen über den Zeitraum von 1255 bis 1861 (siehe Quellenangaben)

⁰² Es geht vor allem um die Nutzung des Riehenteichs und um die dortigen Mühlen (Riehenteichstrasse, Teichgässlein, Sänergässlein). „Teich“ bedeutet auf Baseldeutsch Gewerbekanal.

Der Kleinbasler Teich ist ein im 13. Jahrhundert von der Wiese abgeleiteter Kanal, der sich beim Anfang der heutigen Isteinerstrasse in zwei Arme teilt (Siehe Stadtrundgang Seite 16)

Lehensträger der Kleinbasler Klöster wie die Müller, Weber und Gerber in der „Gesellschaft zum Greifen“. Dass die standesgemässe Zusammensetzung aber nicht hauptsächlich nach Gewerbe oder Handwerk gegliedert war, sondern wie oben bereits formuliert nach Quartier, zeigen beispielsweise die Verzeichnisse und Neuaufnahmen von 1462 auf: 22 Rebleute gehörten damals der Gesellschaft zum Greifen an, 5 den Hären und nur 15 dem Rebhaus.

Vom Waffendienst zur Vormundschaftsbehörde

Nicht nur die Übernahme von Wachen, sondern auch die Instandstellung der Verteidigungs- und Feuerwehreinrichtungen wurde den Gesellschaften anvertraut. Die Rebleute, die das Wappentier *Lai* verehrten, mussten beispielsweise vor den Mauern ihre Reben quasi als Verteidigungsdispositiv derart anpflanzen, dass das freie Anreiten von fremden Kavallerien verunmöglicht wurde.⁰³

Mehr und mehr organisierten die drei Ehrengesellschaften nicht nur die militärische Sicherheit, den Feuerschutz und die Wasserrechte, sondern auch das allgemeine Leben in der minderen Stadt: vom Weidgang und Ackerbau bis zur Versorgung der Witwen und Waisen. Nur so können wir es verstehen, wenn wir lesen, dass der Gesellschaftszwang erst mit der neuen Bundesverfassung vor 150 Jahren abgeschafft worden ist – genauer: 1874 mit der Gründung einer gesamtstädtischen „Vormundschaftsbehörde“.

Im Jahre 1392 kaufte der Basler Rat Bischof Friedrich von Strassburg am 6. April die *mindere Stadt* für 29'800 Gulden⁰⁴ ab und verbündete so, was wirtschaftlich gesehen schon lange zusammengewachsen war. Dennoch behielt das mindere Basel seinen eigenen Wehrdienst und ein eigenes Richt- und Amtshaus (auf dem Areal des heutigen „Hotel Merian“) für beispielsweise das Allmendwesen, den Weidgang und die Weinlese. Für das Gesellschaftswesen amtete auch künftig jede Ehrengesellschaft getrennt, in politischen Fragen traten sie aber – vor allem im Rat – gemeinsam und geschlossen auf.

Von der Teichbaugenossenschaften zum Umzug

Der Ursprung von städtischen Umzügen liegt oft in

den militärischen Musterungen von neuen Wehrpflichtigen und in den Inspektionen aller persönlichen und öffentlichen Wehrausrüstungen.

Daraus entwickelten sich im späten 15. Jahrhundert in Basel beidseits des Rheins „Quartierfeste“. Und nachdem nach der Reformation die neuen Glaubenswächter 1529 die alte Fasnacht als katholischer Exzess verboten hatten, fanden die Zünfte im Grossbasel und die Ehrengesellschaften im minderen Basel mit ihren Musterungsfeiern quasi eine Hintertüre, um die Fasnacht doch noch in die „Neuzeit“ hinüberretten zu können.

Damals besass noch jede der „drei E“ ihr eigenes Gesellschaftshaus, respektive ihre Trinkstube. Auf Anregung des Obermeisters Achilles Miville haben aber 1797 *die drey E. Häusern zum ersten Mal eine gemeinsame Mahlzeit eingenommen für einen Neuthaler auf den Kopf zu rüsten, den Wein aber aus dem gemeinsamen Seckel zu bezahlen.*⁰⁵

1833 verkauften die „drei E“ ihre einzelnen Liegenschaften und kauften zusammen das am Kleinbasler Brückenkopf seit 1798 leer stehende Richthaus und liessen durch Amadeus Merian⁰⁶ ihr erstes gemeinsames Gesellschaftshaus errichten. Sobald der Merian-Flügel bezugsbereit war, zogen die „drei E“ 1836 erstmals geschlossen in einem gemeinsamen Umzug durch die Stadt und feierten dort ihr erstes offizielles gemeinsames „Gryffemääli“. Es ist übrigens gut möglich, dass sich erst ab diesem Zeitpunkt die Grossbasler „provoziert“ fühlten und mit dem berühmten Lällekönig dem minderen Basel die Zunge herausgestreckt haben.⁰⁷

Seit sich die „drei E“ auf einen einzigen gemeinsamen Umzug geeinigt haben, übernimmt jede Gesellschaft für ein Jahr den Vorsitz. Hat der „Lai“ den Vorsitz, so findet „der Vogel Gryff“ am 13. Januar statt, schwingt der „Wild Maa“ sein Zepter, so feiert das Kleinbasel am 20. Januar und regiert der „Gryff“, so müssen die Gesellschaftsbrüder bis auf die ursprüngliche Musterung des 27. Januars warten. Ein Abweichen dieser Daten gibt es nur, wenn die betreffenden Namenstage der Schutzpatrone auf einen Sonntag fallen. Seit

⁰³ Ähnlich wie die Panzersperren des Ersten und Zweiten Weltkrieges

⁰⁴ Siehe Kapitel 2; wenn wir übrigens davon ausgehen, dass damals eine Kuh 10 Gulden

kostete, können wir ausrechnen, dass der Fürstbischof damals 3000 Kühe hätte kaufen können - mit dem heutigen Kaufpreis kaum hundert!

⁰⁵ siehe Eugen A. Meier, S. 62

⁰⁶ Noch heute erinnert uns der Merian-Saal des Café Spitz an den einstigen Stararchitekten, der zusammen mit seinem Bruder Matthäus in der (damals noch



Z



AA

einzig) Kleinbasler Sägerei geboren ist und u.a. auch das Hotel Drei Könige, das Alte Warteck und den Wolf-Gottesacker entworfen hat.

07 Fritz Isler (siehe Quellenangabe) bezweifelt, dass der Lällekönig bereits vor 1858 seine Zunge Richtung Kleinbasel ausgestreckt hat. – Gemeinsame Gryffenzüge gab es übrigens bereits seit 1797, (Fortsetzung: S. 42)

Z + AA Holzschnitte von Hans Bühler (1968) und Kurt Volk (1968)

Die drei E, ihr Vogel Gryff
und viele Gärtner

1849 gilt dann der folgende Montag als „Gryffentag“.⁰⁸

Dass im Kleinbasel die Schildhalter auch physisch auftreten und Tänze zelebrieren, hat wohl kaum mit fasnächtlichem Treiben zu tun, sondern ist wahrscheinlich auf frühmittelalterliche Mysterienspiele zurückzuführen. So haben die drei Ehrengesellschaften immer wieder Elemente und Rituale beigefügt, die ihren Ursprung in heidnischen Fruchtbarkeitszaubern wie Brunnenumrundungen und Wassertaufen hatten. Die drei Schild- und Wappenhalter versinnbildlichen zudem die vier Elemente: nämlich Erde und Wasser durch den „Wilden Maa“, die Luft durch den „Vogel Gryff“ und das Feuer durch den „Lai“.

Sonne, Licht und Kraft

Der Lai, der Schildhalter der Ehrengesellschaft zum Rebhaus, symbolisiert nicht nur das Feuer, sondern auch die Sonne und mit ihr das Licht und die Kraft. Dementsprechend ist sein Tanz nicht majestätisch wie der des Gryffs, noch wild wie der des Wilde Maas, sondern leichtfüßig, zügelnd, lebhaft. Doch lassen wir ihn im folgenden Kapitel selber sprechen.

Unveröffentlichte Quellen

Fritz Iselin-Rütimeyer, Historische Studien zu den Kleinbaseler Gesellschaften (Staatsarchiv [privat]: PA 532 B1); handschriftliche Recherchen zwischen 1255 und 1861; leider nicht mehr vollständig erhalten: so fehlen beispielsweise die ersten 26 Seiten. Auf der Seite 131ff findet sich zusätzlich offenbar der älteste Hinweis auf das Domo zer maegde ... gen Sant Johans..., in lateinischer Sprache kopiert (1313).

Veröffentlichte Quellen

Eduard Fritz Knuchel: Vogel Gryff. Die Umzüge der Klein-Basler Ehrenzeichen. Ihr Ursprung und ihre Bedeutung. Basel 1956

Eugen A. Meier: Vogel Gryff (Litera AG, Basel 1986)

Rudolf Wackernagel: Geschichte der Stadt Basel in drei Bänden, 1907ff (Faksimile-Nachdruck 1968)
André Salvisberg: Die Basler Strassennamen, CMV, Basel 1999)

Oral History

Martin Zeier, pensionierter Lai (Vortrag im Café Spitz, 25.11.2013; siehe folgendes Kapitel)

Bildernachweis

Persönliche Einladungskarten und Bilder der Litera AG.

doch immer wieder gab es so genannte „Sonderzügelein“. – Laut Richard Theodor, Pfarrer zu St. Leonard, fand übrigens bereits 1629 ein gemeinsamer „Vogel Gryff-Tag“ statt. Eugen A. Meier zitiert dessen „Wunderliche

Historien“ folgendermassen: *Es ist Brauch, dass jedes Jahr am 20. Jänner die Gesellschaft zu Hären mit dem Wilden Mann, diejenigen zum Greifen mit dem Greifen und diejenigen der Rebleuten mit einem Löwen*

umzieht. Sie laden auch die Herren aus dem Grossbasel ein. Nach dem Umzug haben sie ein Mahl, bei welchem alles voll und toll sein muss.



AB



AC



AD

08 Am 13. Januar feiern der Heilige Hilarius, am 20. Januar die Heiligen Fabian und Sebastian und am 27. Januar der Heilige Johannes Chrysostomus ihren Namenstag.

AB - AD Schildhalter als politische Figuren: Der Löwe als Wappenhalter des Zürcher Standes beim Fasnachts-besuch von 1504 (Edelibach-Chronik), die „drei E“ kontrollieren 1744 am

Bläsitor, ob die Basler Uhr wieder (vorübergehend) um eine Stunde vorgetickt wird, und die Ehrenzeichen prügeln 1902 die französischen Soldaten aus Basel.



E. E. Zunft zu Gartnern Basel

AE

Der mit dem Leu tanzt

Martin Zeier, Stephan Gassmann

Wie im Editorial erwähnt, stellte uns am traditionellen Zunfreferrat im November Martin Zeier „seinen Löwen“ vor. Der „pensionierte“ Lai stellte aber nicht nur seine Figur vor, sondern zeigte auch auf, wie sich mittelalterliche rituelle Tänze und Militärspiel zur heutigen Kleinbasler Tradition „dr Vogel Gryff“ verschmolzen haben. Unser Jahrbuchkommissionsmitglied Stephan Gassmann hat präzise hingehört, protokolliert, zusammengefasst und redigiert.

Gerade der Leu hatte bei den mittelalterlichen Ritualen eine wichtige Rolle gespielt. Der Löwe wurde früher von einem Ueli an der Kette geführt. Der Ueli war früher also nichts anderes, als ein Tierbändiger. Als Lohn für seine Dienste hat er am Abend des Umzugs vor dem Rebhausbrunnen Kleingeld und einen Braten erhalten. Diesen musste er dreimal feierlich um den Brunnen tragen. Beim dritten Mal hat sich der Löwe losgerissen und den Ueli in den kalten Brunnen geworfen. Im Jahr 1729 war es so kalt, dass der Rhein Grundeis geführt hat. Das Bad im Rebhausbrunnen bekam deshalb dem Ueli nicht gut: Etwa eine Woche nach dem Vogel Gryff starb er an einer Lungenentzündung.

Komischerweise war tatsächlich immer der Leu daran beteiligt, wenn etwas gehörig schief ging. Nach Aufzeichnungen aus dem Jahr 1865 hat „aus unerfindlichen Gründen der im Löwen befindlich gewese-

sene Rudolf Lang eine Schusswunde erhalten und ist daher vier Wochen lang erwerbsunfähig geblieben. In der Rücksicht seiner Not und gedrückten Lage sind ihm an die Heilungskosten Fr. 50 zugebilligt worden“.



Das grösste Unglück geschah aber am 13. Januar 1750. Man muss wissen, dass bis zum Jahr 1876 die Leute des Spiels in der Regel keine Gesellschaftsbrüder waren und bezahlt wurden.⁰¹ So kam es, dass man dem armen und geschwächten Friedrich Bayerli, einem aus dem Bayerischen stammenden Maurergesellen, etwas Gutes tun und ihm einen Zusatzverdienst verschaffen wollte, weil er eigentlich erwerbsunfähig war. Er hatte die Schwindsucht, das war die damalige Bezeichnung für Tuberkulose. Beim Tanz in der Rebgasse ist er umgefallen und noch im Kostüm gestorben. Schleunig hat man das Löwenkostüm einem Ueli angezogen und weitergemacht, als wenn nichts gewesen wäre. Der arme Bayerle wurde im Klingental begraben – dort, wo auch die Selbstmörder begraben wurden: also in ungeweihtem Boden .

Die Geistlichkeit hat diesen Vorfall zum Anlass genommen, den heidnischen Brauch „Vogel Gryff“ verbieten zu wollen. Der damalige Waisenhauspfarrer und Professor Johann Jakob Spreng hat sich aber vehement für den Erhalt des „Vogel Gryff“ eingesetzt und sich glücklicherweise durchgesetzt. Aus Dank-

⁰¹ Auch im Spiel des Gartnerspiels sprechen wir heute noch von so genannten „Lohnpeifer“.

barkeit tanzt der „Vogel Gryff“ heute noch jedes Jahr im Waisenhaus und kehrt dort zur Suppe ein.

Jeder Leu hat seine Geschichten, was ihm so passiert ist und was er angestellt hat. Auch ich habe zum Renommée des Leu beigetragen. Ein Fotograf wollte mich mal frontal fotografieren und hat sich vor den Ehrengast hingekniet. Aufgrund meines eingeschränkten Blickfelds war er so im toten Winkel und ich bin wie gewohnt für den Tanz voll losgesprungen. Es kam für ihn sozusagen zur Nahaufnahme: Mit voller Wuchte habe ich mein Knie in sein Gesicht gerammt. Er wurde weggetragen, ich aber musste weitertanzen, respektive neu anfangen.

Das Kostüm

Seit dem Vogel Gryff 2010, dem ersten Leuenjahr meines Nachfolgers, ist ein neues Kostüm im Einsatz. Die ursprünglichen Kostüme waren aus Geisenleder und das letzte davon hatte meinen Jahrgang, nämlich 1971. Es war aber nur ein Jahr im Einsatz, weil der damalige Träger das viel leichtere und beweglichere Kostüm aus Stoff bevorzugt hat. 1992 wurde es komplett auseinandergenommen, aufgefrischt und wieder zusammen genäht. Anstelle der Sisal-Haare wurden echte Pferdehaare angesetzt, die stabiler sind. Übrigens musste der Leu jedes Jahr zu einem Coiffeur gebracht werden, der mit einem Brenneisen frische Locken drehte. An meinem alten Kostüm sieht man einige Brandspuren des Ondulier-eisens. Ab 1992 war es voll im Einsatz und wurde sozusagen mit mir pensioniert, nachdem sich die Ab-nützungsschäden nicht mehr reparieren liessen. Ich habe es dann 2012 nochmals reaktiviert, als ich für den verletzten Leu kurzfristig einspringen musste.

Das neue Kostüm wurde aus insgesamt 120 Quadratfuss, das ist das gängige Sattlermass und entspricht etwa 10m², Muni-Kalbsleder gefertigt. Als Behaarung wurden 10 kg Rosshaar vom Schweif einzeln auf 35 m lange Lizen genäht und schliesslich an das Kostüm genäht. Das Kostüm wurde durch einen Sattler und Gesellschaftsbruder in zahllosen Stunden in Fronarbeit hergestellt. Nur schon die Materialkosten liegen weit über 10'000 Franken. Hätte man auch

noch die Herstellung bezahlen müssen, wären die 3E mittlerweile wahrscheinlich verarmt. Das alte und neue Kostüm sind etwa gleich schwer, ein wenig über 10 kg.

Hinzu kommt noch die Leuenmaske mit etwa 5 kg. Wenn ich Maske sage, dann werden sich jetzt vielleicht einige von den Zuhörerinnen und Zuhörern entsetzen und sagen, in Basel sage man Larve. Stimmt nicht ganz; die Tierköpfe sind Vollmasken und haben einen anderen Ursprung als die Fasnachtslarven, welche Halbmasken waren. Übrigens sind unsere Ueli-Larven so gefertigt, wie es früher auch an der Fasnacht Brauch war, nämlich in einem Wachsbad fixierte Stoffbahnen. Deshalb sagen wir zu den Ueli-Köpfen Larve und zu den Tierköpfen Maske.

Die Löwenmaske wurde nicht neu angefertigt, als das Kostüm ersetzt wurde. Diese stammt aus dem Jahr 1995 und hält hoffentlich noch lange. Immerhin war die Vorgängerin von 1770 bis 1994 im Einsatz. Diese Maske ist aus Kupfer und wird mit Riemen an das Kostüm festgezurr. Das verursacht bei den meisten Löwen bei den ersten Trainings Platzangstgefühle. Das hat vor allem damit zu tun, dass man nach einem Tanz unter Atemnot leidet. Weil die Luftschlitze relativ klein und weit weg sind, atmet man immer die alte Luft wieder ein. So ist es eigentlich jedem schon einmal passiert, dass es einem ganz kurz schwarz vor den Augen wurde. Auch die Sicht ist eingeschränkt. Man kann nur durch die Zähne sehen. Dabei sieht man eigentlich nur auf die Seite, weil vorne die Zunge die Sicht versperrt. Das heisst, dass man den Ehrengast, den man antanz, eigentlich gar nicht richtig sieht. Die Orientierung zu behalten, ist wegen der eingeschränkten Sicht vor allem bei den Drehungen nicht einfach. Man behilft sich hier mit kleinen Tricks, man orientiert sich z.B. an Tramschienen oder Trottoirrändern, denen man entlang tanzt, oder an farbigen Kleidern. Am Einfachsten ist es, wenn die Zuschauer eine Gasse bilden. Am Schlimmsten ist es, wenn es dunkel ist, alle Leute schwarze Mäntel tragen und die Leute einen Kreis statt einer Gasse bilden. Dann kann es passieren, dass man sich leicht verirrt. Auch ich habe einmal erst am Schluss des

Tanzes gemerkt, dass ich nicht dem Ehrengast, sondern dessen hübscher Tochter die Reverenz erwiesen habe.

Den Stab gilt es übrigens auch noch zu tragen, er wiegt genau 2 kg. Insgesamt muss der Leu also 17 kg mit sich tragen. Den ganzen Tag über schwitzt man sehr stark. Das führt dazu, dass das Kostüm am Abend etwas 3 bis 4 kg schwerer ist.

Das Training

Ganz wichtig ist uns, dass sich an den Tänzen möglichst wenig ändert. Darum muss auch lange geübt und trainiert werden. Das Zentrale ist, dass sich an den Schrittfolgen nichts ändert. Hingegen hat sich der Ausdruck des Löwen stark entwickelt, auch in der letzten Zeit. Wenn man Filmaufnahmen aus den 50er Jahren sieht, dann muss man heute fast lachen. Die Schritte sind zwar exakt die gleichen, aber die Bewegungen waren sehr verhalten, respektive nicht athletisch. Erst gegen Ende der 70-er Jahre haben die Löwen den Anspruch an sich gestellt, möglichst hoch zu springen und die Zuschauer mit möglichst wilden Bewegungen zu beeindrucken. Hinzu kommt noch, dass jeder Löwe einen eigenen Charakter hat. Mein Vorgänger war beispielsweise bekannt als „Gummibälleli“. Da er relativ klein war, hat er nämlich allein durch seine Leichtigkeit gewirkt. Ich bin etwa 20 kg schwerer und einiges grösser. Ich musste also durch einen eher aggressiven Bewegungsstil und hohe Sprünge wirken.

Apropos Training: Wir beginnen im Dezember mit den so genannten Spielproben, wo die Tänze intensiv geübt werden. Unter den strengen Augen aller Spielmitglieder wird alles immer und immer wieder durchgegangen. Vor allem am Anfang der Karriere und um sicher zu stellen, dass sich keine Fehler in die Schrittfolgen einschleichen, werden die Tänze von den alten „Tieren“ begutachtet. Es werden auch immer sofort Korrekturen angebracht. Wenn man anfängt, ist das ein hartes Los: Man muss sich einiges an Sprüchen anhören. Als z.B. der nächste Wild Maa die ersten Male geprobt hat, wurde ihm gesagt, er müsse sich keine Sorgen um seine Äpfel machen, die Kinder würden viel zu grosses Mitleid mit ihm haben.

Heutzutage dauert die Amtszeit eines Tieres sechs Jahre. Das ist auch eine Massnahme zur Nachwuchsplanung. Schon bei den Aufnahmen in das Spiel muss darauf geachtet werden, dass man Personen rekrutiert, die auch später die Tiere tanzen können. Das heisst, es braucht Leute, die das richtige Alter und vor allem die für die Tiere geforderte Grundkonstitution mitbringen. Die Spielleute sind durchschnittlich etwa 10 Jahre im Spiel und durchlaufen verschiedene Stationen wie Ueli-Kassenwart, Ueli und Begleiter, bis sie vielleicht die Chance erhalten, ein Tier zu tanzen.

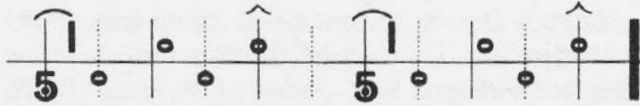
Etwa drei bis vier Jahre vor der Ablösung beginnt der Neue, das Buschi genannt, mit dem Training. Auch er muss an den Spielproben tanzen und wird vor allem von seinem Vorgänger instruiert. Hinzu kommen noch zahlreiche Einzelproben und Übungen. Neben den eigentlichen Tanzschritten werden ihm auch nach und nach gewisse Tricks und Geheimnisse ver-raten.

Eines kann ich auch Ihnen hier verraten. Es gibt ein paar Tricks, wie man nach dem Tanz ganz ruhig auf einem Bein stehen kann. So kann man sich mit dem Stab an der Seite des Ehrengastes einhängen, wenn man nahe genug kommt. Die Distanzen muss man aber gut einschätzen können, sonst passiert es wie einmal beim Wirt des Alten Warteck, welchen ich buchstäblich geküsst habe. Ausser einen blutigen Nase ist aber nichts passiert. Beim Tanz am Gryffemääli kann man sich nach dem Tanz mit dem Knie am Tisch einhängen. Auch hier braucht es aber ein gutes Auge, weil einem sonst mindestens eine Knie-scheibe fehlt und einiges Mobiliar zu Bruch geht.

Zur Vorbereitung auf den Tag kommt neben dem reinen Einüben des Tanzes auch noch die persönliche Vorbereitung. Jedes Tier hat eine andere körperliche Belastung zu bewältigen. Wir sagen immer, dass der Vogel Gryff ein Kraftsportler, der Wild Maa ein Ausdauersportler und der Leu der Sprinter ist. So trainiert auch jedes Tier ein wenig anders. Der Vogel Gryff ist oft im Krafraum anzutreffen, wo er seine Rückenmuskeln stärkt. Leu und Wild Maa holen

Leu.

Gruss:



Tanz: Tempo 120 (lebhaft).



Gang vom Standort nach vorn.



Gang rückwärts zum Standort.



Tanz vom Standort nach vorn.

AF



AG

E. E. Zunft zu Gärthern Basel

sich ihre Grundfitness beim Joggen. Ich habe dann noch oft bei der Treppe zur Wettsteinbrücke Steigerungsläufe und Sprints gemacht.

Der Tagesablauf

Auch im Routenplan gibt es grosse Unterschiede zu früher. Aus einem Dokument von 1959 sieht man beispielsweise, dass dort ca. 20 Tänze aufgeführt sind. Heute sind es gegen 40 Tänze. So kommt für den Löwen eine Nettotragzeit des Kostüms und der Maske von etwa acht Stunden zusammen.

Das Laufen empfinden wir Tiere im Übrigen ganz unterschiedlich. Für den Vogel Gryff ist das Laufen eine Qual und der Tanz danach wie eine Entlastung für den Rücken. Der Leu ist immer froh, wenn er zwischen den Tänzen länger laufen kann. Das hilft ihm, den Puls wieder runter zu bringen. Für den Löwen schlimm sind die Doppeltänze mit zwei kurz aufeinanderfolgenden Tänzen und vor allem die Umgänge mit vielen Tänzen. Der schlimmste ist der Tanz auf der Mittleren Brücke um 12.00 Uhr und dann der Gang ins Waisenhaus. Da sind sieben relativ kurz aufeinander folgende Tänze ohne Pause.

Nervös ist man vor dem ersten Tanz vor dem Kleinen Klingental bei der Ankunft des Wild Maa. Man hofft, dass alles gut verläuft und man fühlt sich ein wenig unsicher, weil man sich zuerst wieder an das Gewicht des Kostüms und an die eingeschränkte Sicht gewöhnen muss. – Böse gesagt, gibt es auch die Pflicht und die Kür. Die Pflicht sind eher die Tänze am Nachmittag, bei denen man die Belastung spürt. Die Kür ist dann aber ganz sicher der Abendumgang, besonders wegen der Ambiance auf der Strasse und in den Restaurants. Die Belastung ist dann auch nicht mehr so schlimm, weil dann vor allem das Adrenalin mitspielt. Wenn ich beispielsweise an den Tanz im Alten Warteck denke, bei welchem es so eng ist, dass der Tambour auf dem Buffet stehen muss, dann bekomme ich jetzt noch Hühnerhaut. Emotional ist sicher der letzte Tanz im Meriansaal im Café Spitz. Vor allem wenn es der letzte Tanz der Karriere ist, dann kann auch schon die eine oder andere Träne fließen.

Das Heilbad

Wenn man dann um ca. 23.00 Uhr aus dem Kostüm steigt, fühlt man sich ganz schön fertig. Obwohl die Tiere manchmal schon vor dem Abendumgang von einer Physiotherapeutin die Muskeln gelockert bekommen, spürt man die Stellen am Körper, von den man gar nicht gewusst hat, dass es sie gibt. Entsprechend der Belastung hat auch jedes Tier andere Beschwerden. Beim Leu sind es eindeutig die Waden, die noch Tage danach schmerzen. Am Schlimmsten ist aber der Nacken, den man wegen der fest angezurten Maske noch tagelang stark spürt. Der Druck auf dem Kopf durch die Maske ist so gross, dass sich einige Tagen nach dem Vogel Gryff die Kopfhaut der Stirn abschält. So quasi als Nebenprodukt hat man für mehrere Tage kein Gefühl mehr im linken Daumen wegen des Stabs, den man mittragen muss. Um sich die Wunden zu lecken, ist es zur nun schon langjährigen Tradition geworden, dass am Tag nach dem Vogel Gryff alle Tiere gemeinsam nach Rheinfelden ins Solbad gehen.



JANUAR

1. Die Neijooorsaadringgede vor dem Dreizackbrunnen am Münsterberg wird wie alleweil von der E. Zunft zum Goldenen Stern organisiert. Teile des Spiels E.E. Zunft zu Gartnern integrieren sich im vereinigten Zunftspiel. Sie und die Gäste – darunter auch zahlreiche Angehörige E.E. Zunft zu Gartnern – freuen sich ob des spendierten Hypokras.

5. Nach einem vorgängigen Vorgesetztenbott treffen sich Meister und Vorgesetzte zur Neijooorsgallere. Als Gäste nehmen Thomas Schönbächler – als Dank für seine traditionellen Zolliführungen – und der Meister der benachbarten Vorstadtgesellschaft „Zum hohen Dolder“, Dieter Blanckarts, teil.

21. Der erste Zunftstamm des Jahres führt uns ins private Uhrenmuseum „Zythus“ der Chronometrie Spinnler + Schweizer am Spalenberg. Den Schlummertrunk nehmen die begeisterten Teilnehmer im Restaurant Schnabel ein.

26. Die Kleinbasler CVP-Politikerin Sonja Kaiser-Tosin ist 73-jährig verstorben. Die langjährige Bürgerrätin führte die Einbürgerungskommission und war uns nicht nur wegen unserer Zolli-Führungen sehr verbunden.

29. Vorgesetztenbott mit vorgängiger Aufnahme von Franziska Suter-Hofmann, Charlotte Christ-Weber und Ulrich Moser



MÄRZ

11. Zunftversammlung: Wieder geht eine Ära zu Ende: Nach 15 Jahren Vorstand und davon acht Jahre als Meister tritt Daniel K. Keuerleber-Burk ab. Mit ihm auch sein Informationschef Hans Holzhauser – ebenfalls nach 15 Jahren Vorstandsarbeit. Zum neuen Meister rückt der bisherige Statthalter, Stephan Gassmann, nach. Ebenfalls mit grossem Mehr wählen Zunftbrüder und Zunftschwestern Heinz Gutjahr und Thierry Bosshart neu als Vorgesetzte (neue Ämterverteilung der Vorgesetzten siehe 21. Mai).

17. Die (Alt-)Vorgesetzten bedanken sich bei Ehepartnerinnen alljährlich mit dem traditionellen Getrudemääli für deren Geduld und Mithilfe. Da 2013 der 17. März auf einen Sonntag fiel, bauten Stephan Gassmann und René Blatter das Rahmenprogramm zu einer Reise nach Zell im Wiesental und einem Besuch des dortigen Textilmuseums um – und sie und Irtenmeister Kaspar Bucher liessen die Reiseschar auch kulinarisch verwöhnen.

19. Spielübung des Zunftspiels zu Gartnern im Keller der Alten Stainlemer Stammverein (Auberg 2); Diskussion und erste „Chorübung“ mit dem Zunftlied („pssst: diese ist eine Überraschung für den 22. Juni)

26. Ausserordentlicher Vorgesetztenbott; konstituierende Sitzung

31. Peter Affolter, Mitglied des Vereins „Freunde der „Gartnernzunft“, ist 85-jährig verstorben. In der August-Gable haben wir auf seine Freundschaft mit uns zurückgeblickt.



APRIL

9. Erster ordentlicher Bott des neuen Vorstands mit vorgängiger Aufnahme von Stefan Wehrle. Stolz nehmen die Vorgesetzten zu Kenntnis, dass die Zürcher Zunft zum Kämbel auf ihrer Webseite einen Link zu unserer Homepage aufgeschaltet hat.

Zum letzten Mal erscheint das „Baby von Hans Holzhauser“, nämlich seine 44. Gable; in jener Ausgabe wurde zum ersten Mal der Fiaker-Fonds vorgestellt, der spontan von einigen Zunftschwestern und Zunftbrüdern geäuft wurde, so dass das Zunftessen vom Juni sehr günstig angeboten werden kann.

22. Der zweite Zunftstamm führt uns auf die Ruine Pfeffingen, wo uns unser Zunftarchäologe Christian Bader über die aktuellen Renovationsarbeiten und alte Legenden aufklärt.

23. Die neu konstituierte Kommunikationsgruppe (Bosshart-Albisser-Bucher-Buonfrate) tagt zum ersten Mal in den Räumlichkeiten der Firma iRIX .

25. Unser Statthalter Pietro Buonfrate nimmt am Meisterbott teil, da Stephan Gassmann in den Ferien verweilt, die er nach seiner strapaziösen Wahlkampagne für C.C. bis am 11. März redlich verdient hat.

30. Zunftspielübung bei den Alten Stainlemer Stammverein (Auberg 2)

Portrait des neuen Zunftvorstandes

Zunftstamm
22. April 2013:
Ruine Pfeffingen



MAI

6. Maibowle & Vernissage des neuen (Doppel-)Jahrbuches im Hofgarten des Goldenen Sterns, umrahmt durch das Zunftspiel; Thierry Colin amtet erstmals als Bannerherr.

21. Am zweiten ordentlichen Bott ziehen die Vorgesetzten Konsequenzen aus dem Bericht der Kommunikationsgruppe: Viele Aufgaben des „Informationschefs“ übernimmt neu der „Statthalter“, dafür rückt Urs Albisser in das bisher verwaiste Amt des „Kulturbeauftragten“ nach.

Somit lotsen folgende Vorgesetzte unter folgenden „Hüten“ unser ZunftschiFFlein: Stephan Gassmann (Meister), Pietro Buonfrate (Statthalter), Beat Müller (Seckelmeister), Thierry Bosshart (Schreiber), Urs Albisser (Kulturbeauftragter), René Blatter (Zeugherr), Kaspar Bucher (Irtenmeister), Heinz Gutjahr (Stubenmeister), Matthias Refardt (Archiv und Projekte), Christian Zingg (Zeremonienmeister).

29. Dritte „Chorübung“ des Zunftspiels – wie alleweil im Keller der AS



JUNI

1. Unser Meister ist am Zunftessen E.E. Zunft zu Schumachern eingeladen

3. Chorübung des Zunftspiels im Keller der Alten Stainlemer (Auberg 2)

4. Dritter ordentlicher Bott des neuen Vorstands

5. Vorgesetzte und ihre Partnerinnen fahren im „freundschaftlichen Rahmen“ zum traditionellen Sparsesse nach Kleinkembs.

Stolz nehmen die Vorgesetzten zu Kenntnis, dass unser Zunftbruder Markus König zum Seckelmeister der „Zunftbrüder in Not“ gewählt worden ist. Diese Arbeitsgruppe gibt es nun seit 15 Jahren und hat in dieser Zeit über 400 Fälle bearbeitet.

10. Banntag der Vorstadtgesellschaft Mägd; unsere eingeladenen Meister, Zeremonienmeister und Kulturbeauftragter ziehen mit klingendem Spiel der Brodtbecken auf Schusters Rappen durch die St. Johannsvorstadt.

11. Spielübung des Zunftspiels und dritte „Chorübung“

13. Zeugherr René Blatter und Zeremonienmeister Christian Zingg begutachten unsere neu gekaufte Seilerscheibe (siehe Jubiläumsbuch) mit Restauratoren des Historischen Museums. Jasmin Seiler hat sich bereit erklärt, eine Spende zur Restauration zu leisten.

22. Das Zunftessen beginnt mit einer Bildervernissage in der Aeschenvorstadt im Goldenen Sterns; die Verschiebung findet unter klingendem Spiel statt. Als Überraschung hat unser Zunftspiel das altehrwürdige Gardnere-Lied aus der Estrichkiste ausgegraben und zwischen Hauptgang und Dessert frisch serviert. Als wäre eine Rose entsprungen. Gäste der Zunft waren Pius Schmid, Meister der Zunft zu Drei Königen/Zürich, und Felix Heussler, Meister E.E. Zunft zu Metzgern, Basel.



AUGUST

- 13.** Vierter ordentlicher Bott des neuen Vorstands-Die 45. Gable erscheint unter der Feder des Informationschefs ad-interim Urs Albisser-Wermeille. Von nun an tritt Urs Albisser definitiv in die Fussstapfen des alt Kulturbeauftragten Heinz Polivka.
- 17.** Zweites Schifferstechen E.E. Zunft zu Schifferleuten mit passiven Zuschauern E.E. Zunft zu Gartnern
- 20.** Erste Zunftspielübung nach den Sommerferien – wie alleweil am Aberg 2
- 21.** Vorstand und Alt-Meister Daniel Keuerleber feiern das 50-jährige Zunftjubiläum unseres Alt-Meisters Peter Sprüngli gemeinsam mit seiner Gattin im Wildmaa-Horst.
- 28.** Wie jedes Jahr finden im Rahmen des Neubürger-Programms „Basel besser kennen lernen“ Führungen durch den Zolli statt. Olivier Pagan, Direktor des Zoologischen Gartens Basel, und das bewährte Insiderduo Peter Studer und Thomas Schönbächler, beide Zunftbrüder zu Gartnern, führen über 90 Neubürger der Stadt Basel durch den Basler Zolli. Der Apéro nach der Führung wird von der E. Zunft zu Gartnern offeriert und serviert.

Der Meister bedankt sich beim neu aufgestellten Zunftchor



SEPTEMBER

- 4.** Mit Trauer nehmen wir Abschied von unserem Alt-Statthalter Heinrich Müller-Mäglin
- 8.** Unser neuer Stubenmeister Heinz Gutjahr führte uns am Familientag an den Rhein. Unvergesslich bleiben die Marschroute ab Augst, das Grillieren in der „Würmlibader-Hütte“ am Rhein bei Pratteln und von dort aus die geniale Langboot-Fahrt zum Goldenen Sternen.
- 14.** Die Landzunft Regensdorf besucht auf ihrem traditionellen Jahresausflug die Innerstadt von Basel. Unsere Zunft organisiert für sie alles von A(lbisser) bis Z(ingg): Ihre zwei Stadtrundgänge finden bereits bei der Anmeldung einen reissenden Absatz, sodass die Regensdörfer mit einer neuen Rekordteilnehmeranzahl von 65 Nasen nach Basel reisen. Stephan Gassmann stellt das Rahmenprogramm mit einem Willkommenstrunk in der Schalterhalle, einem Apéro in der Fischerstube und mit einem fürstlichen Mittagessen im Goldenen Sternen zusammen.
Am Abend findet im Volkshaus die Jungbürgerfeier unter dem Motto *Rockabilly Rave* statt. Unter der Leitung von Anselmo Renz organisiert die E. Zunft zu Gartnern die beliebte Schoggischmutz-Wurfmaschine.
- 24.** Der „neue“ Vorstand bereitet an seinem fünften ordentlichen Bott vor allem das Franziskenmäali vor und bespricht das neue Kommunikationsmodell.

Familientag
8. September 2013:
Langboot-Fahrt zum
Goldenen Sternen



OKTOBER

15. Vorletzte Spielübung des Zunftspiels bei den AS

17. Unser Zunftpfleger Hanspeter Frey trifft sich im Blauen Haus zum Gedankenaustausch mit seinen „Amtsgschpöönli“ um 18 Uhr. Anschliessend werden sie in der Safranzunft gepflegt und durch den Ausschuss der Zunftbrüder in Not informiert. Pikantes Detail: In jenem kleinen Ausschuss sitzen zwei Gartnernzünftige: Markus König und Stephan Wernle.

Traditionell beginnt dieses Oktoberwochenende für Kaspar Bucher-Studer stressig: Jeweils am Freitag „muss“ er ans Irtenmeistermäali (das er übrigens heuer zusammen mit Sam Schüpbach von den Weinleuten organisiert) und einen Tag später laden alle Vorgesetzten zu ihrem Mäali ein:

18. Dieses Jahr fand das Franziskemäali ohne Schreiber Thierry Bosshart statt, da er nach der „Tour de France“ auch an der zweiten internationalen Segelregatta teilnimmt: an der „Middle Sea Race“. Als Zunftgäste wurden Ständerätin Anita Fetz und Grossratspräsident Conradin Cramer eingeladen.

21. Dritter Zunftstamm: René Blatter und sein Gast am Franziskemäali 2012, Rolf Schleich, laden ins Schiffahrtsmuseum ein. In der „Verkehrsdrehscheibe Schweiz“ verfolgen wir die Geschichte der Rheinschiffahrt und auf „unserem Weg zum Meer“ steigen wir gar in einen Schiffführungssimulator. Als wären wir echte Kapitäne.

23. Der Vorgesetzte Christian Zingg nimmt an der alljährlichen Sitzung der Arbeitsgemeinschaft „Basel besser kennen lernen“ unter dem Patronat der Bürgergemeinde teil.

24. – 26. In Kanada treffen sich die ifra-Delegierten. Ifra steht für International

Federation of Park and Recreation. Und diese Damen und Herren wählen periodisch ihren Obergärtner. Und wer wurde heuer zum „Weltgärtner“ gekürt? In aller Bescheidenheit: Es muss doch einer aus unserer Zunft sein! Klar, wir schwellen unsere Brust und gratulieren unserem Basler Stadtgärtner und Zunftbruder Emanuel Trueb.

25. Thierry Colin besteht seine Feuertaufe am Bannerherrenmäali. Sukkurs erhält er durch die beiden Alt-Bannerherren Beat und Pietro.

27. Zweite Sitzung der Kommunikationsgruppe mit den Vorgesetzten Bosshart, Albisser und Buonfrate in der iRIX

29. Zeugherr René Blatter besucht die 13. Vollversammlung der Zunftdelegierten „D'Mäss blybt in dr Stadt“ mit Apéro in der Vorgesetztenstube der Drei Ehrengesellschaften im Café Spitz und anschliessendem Messerudgang.



NOVEMBER

1. Zunftmitglied Alfred Widmann wird vom Regierungsrat zum neuen Kreiskommandanten Basel-Stadt gewählt

9. Zum ersten Mal verbinden die Vorgesetzten ihre samstägliche Klausur, dem achten Bott in diesem Kalenderjahr, mit einem Wildessen mit ihren Gattinnen. Ab 18 Uhr geht die Bahn ab Richtung Kleinkems.

Leider kann unser Zeremonienmeister nicht an der Klausur teilnehmen. Er ist extra für die Verteidigungsrede der Dissertation von Herrn Velinov (Referent im Jubeljahr) nach Paris gereist, um am stundenlangen Anlass anwesend zu sein – standesgemäss mit Zunftkrawatte. Die Dissertation – unter anderem über unseren Alt-Meister Franz Robert Brunschwiler – wurde als glänzend bewertet.

25. Letzter Höhepunkt unseres Zunftjahres: Die Vorgesetzten laden zum alljährlichen Zunftreferat ein. Diesmal nicht in den Goldenen Sternen, sondern in den Meriansaal des Café Spitz. Grund: der Besuch des „Lai“ der „drei E“ (siehe letzte zwei Kapitel)



DEZEMBER

3. Letzte Spielübung bei den Alten Stainlemern Stammverein am Auberg 2

7. René Blatter wird an das Vorgesetzten-Essen der 3 Ehrengesellschaften Kleinbasels als persönlicher Gast von Stefan Ospel, Vorgesetzter der Ehrengesellschaft, zum Greifen eingeladen.

Zehn Tage vor Weihnachten flattert die neue Gable ins Haus, redigiert vom Statthalter und produziert vom Schreiber.

18. Anlässlich einer Abstimmungsbesprechung mit der Firma synventis übernimmt unser Schreiber Thierry die Bewirtschaftung der Zunft-Web-Seite von Kaspar. Über die Weihnachtszeit werden anschliessend einige Anpassungen und Erweiterungen vorgenommen.

Zunftreferat
25. November 2013:
Nach dem Referat
schlüpf(t)en Jung
und Alt in die Masken,
respektive suchen
verwandte Gesichtszüge.

Impressum

Herausgeber

E.E. Zunft zu Gartnern

Jahrbuchkommission und Redaktion

Urs Albisser und
Stephan Gassmann

Korrektorat

Hans Holzhaue und
Priska Thomann Zingg

Autoren

Martin Zeier, pensionierter
„Lai“, und die Zunftbrüder
E.E. Zunft zu Gartnern:
Urs Albisser, Christian Zingg
und Stephan Gassmann

Bildquellen

Das alte Basel (2 Bände):
60 Lithografien und
Fotos von Fr. Bruder,
Schlüsselberg 15,
Alfred-Sattler-Verlag
(hrsg: 1853–1857) und,
wenn nicht speziell
angegeben, aus dem Archiv
der folgenden Zunftbrüder:
Kaspar Bucher, Hans
Holzhaue, Franz Otth,
Christian Zingg

Wir danken allen, die
mitgeholfen haben, unser
Jahrbuch mit gutem
Bildmaterial zu bereichern.

Gestaltung und Layout

Noëmi Wüthrich
(www.noemi-w.com)

Druck Speedy Print

300 Exemplare

Erscheint alljährlich für die
Zunftangehörigen und für
die Freunde und Gönner
E.E. Zunft zu Gartnern

Donatoren:

André Hofer
Matthias Refardt
Thomas Schönbächler
Edith Buxtorf-Hosch
Pietro Buonfrate
Markus König
Helen Liebendörfer
Pierre Moulin
Alfred Hartmann
Christian Rüedi
Florence Devéley
Jean-Pierre Kleiber
Werner Schneider
Ulrich Moser
André Sprecher
Margret Ribbert
Charles Grollimund
Thierry Bosshart
Markus Meyer
Stephan Gassmann
Robert Schwald
Albi Bonnet
Richard Guggenheim
Hans-Peter Frey
Bruno Saretto
Yvonne Gfrörer
Gerd Graf
Jakob Recher
René Perret
Kurt Sager
Carl Miville
Beat Müller
Richard Bönzli
Marcel Schweizer
Gerhard Friedrich
Thomas Jamnicky
Fritz Willy
Hanspeter Müller
Peter Studer
Charlotte Christ

Georg Steidel

Christian Zingg
Hans Vogt
Christoph Steib
Werner Meyer
Max Wolf
Othmar Brühwiler
Gerold Häuptli
Peter Sprüngli
Charles Dobler
Pierre Héritier



AH Der Lindenberg trägt erst seit 1623 seinen Namen. Aber schon auf dem Merianplan von 1615 ist ein Baum (wohl eine Linde) zu erkennen. Zu ihrem

Jubiläum hat die Gartnernzunft der Stadt eine junge Linde geschenkt, respektive damit den einstigen Baumstandort wieder hergestellt.

(Aquarell von Pascal Joray, 2013, sowohl das Original, als auch die wiedergegebene Karte können käuflich erworben werden.)

...à la prochaine !



2013

17. Jahrbuch E.E. Zunft zu Gartnern